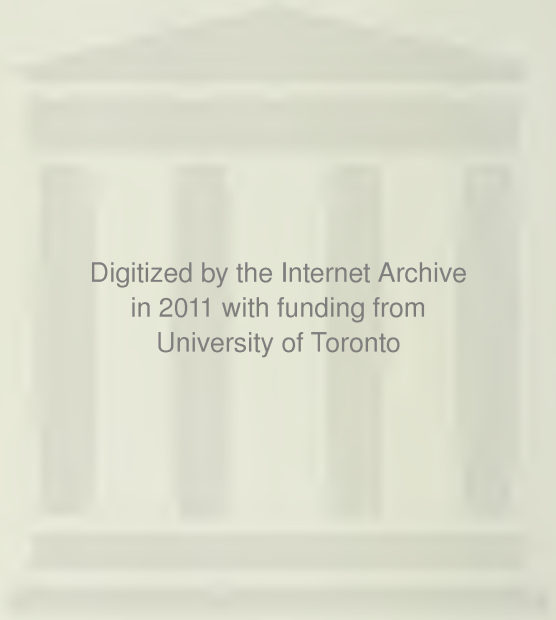
PT
2625
A843N3
1897



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/nachberhmtenmu00maut

Nach berühmten Mustern

Parodistische Studien

von

Fritz Mauthner

Gesamtausgabe

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

PT
2625
A843N3

LIBRARY
MAR 8 1974

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Berthold Auerbach. Walpurga, die taufrische Amme	17
Friedrich Bodenstedt. Mirza-Schaffy	26
Emile du Bois-Reymond. Friedrich der Große und der Gymnotus electricus	31
Felix Dahn. Adamrich und Evchen	39
Georg Ebers. Blaubeeren-Isis	47
Karl Emil Franzos. Der blonde Jainkef	54
Gustav Freytag. Die Vorfahren. I. Wlf.	61
Robert Hamerling. Don Juan und Venus	68
Bret Harte. Der Blutsauger von Brandy-Bar	75
Eduard von Hartmann. Die Philosophie des unbewußten Hühnerauges	82
Paul Heyse. Ein verwickeltes Gelübde	92
Hans Hopfen. Das Löcherl im Schädel	100
Victor Hugo. „1815"	109
Paul Lindau. Herrn von Schillers Gedichte erster Periode	118
E. Marlitt. Das Geheimnis der ledernen Hose	127
Leopold Ritter von Sacher-Masoch. Ein Vorwort	137

Seite

Gregor Samarow. „Europäische Züge und Gegenzüge“ oder „Eine Schale Melange“ . . . 145
J. V. Scheffel. Der Peter von Säkkingen . . . 154
Johannes Scherr. Die deutsche Sprachverhunzung durch die heiligen drei Litteraturkönige . . 163
Friedrich Spielhagen. Faßt das Gewehr an! . . 172
Richard Wagner. Der unbewußte Ahasverus oder Das Ding an sich als Wille und Vorstellung 182
Adolf Wilbrandt. Ein gedritteltes Dasein oder Toga und Schulsack 190

Es ist bald zwanzig Jahre her, daß ich, jünger und übermütiger als heute, die Parodien schrieb, die hier gesammelt vorliegen. Das erste Bändchen hat seit dem Jahre 1878 bis jetzt 28 Auflagen erlebt, die „Neue Folge" — 1879 leider in einem anderen Verlage erschienen — 16 Auflagen. Es würde mich freuen, wenn die neue Gesamtausgabe als ein kritisches Werk gewürdigt werden könnte, als ein Bild der Litteratur, wie sie mir vor zwanzig Jahren erschien.

Den äußeren Anstoß zu der ganzen Reihe von Parodien gab ein kleiner stilistischer Unfall Berthold Auerbachs. Auerbach hatte unmittelbar nach dem Hödelschen Attentate (im Mai 1878) in der National-Zeitung seiner Entrüstung einen geschmacklosen Ausdruck gegeben. Im Café Kaiserhof, damals dem Literatencafé von Berlin, improvisierten einige Journalisten, unter ihnen Paul Lindau, eine Anzahl von

Parodien, in denen man die berühmten Schriftsteller mit Auerbachscher Drolligkeit ihre Entrüstung aussprechen ließ. Hödel hatte ja keinen Schaden angerichtet, und so konnte über den litterarischen Spaß herzlich gelacht werden, als er wenige Tage später im Berliner Börsen-Courier veröffentlicht wurde.

Als auch auf der Redaktion des Deutschen Montagblatts der Spaß, dessen Urheber man nicht kannte, besprochen wurde, wandte ich mich sehr eifrig gegen eine solche harmlose Art von Parodie. Für einen bloßen Ulk sei die alte Form zu gut. Entweder sei der Parodierte ein ganzer Dichter, dann sei es ungehörig, sich über ihn lustig zu machen; oder sein Dichten sei Manier, dann müsse die Parodie zur Kritik werden und die Manier ins Herz zu treffen suchen. Parodie müsse Kritik sein, oder sie dürfe gar nicht sein.

Bald darauf begann ich mit der Veröffentlichung der Skizzen, die ich trotzig „Parodistische Studien" nannte. Das erste Bändchen war, wir nennen solche Unehrlichkeiten gern Ironie, „Meinen lieben Originalen in herzlicher Verehrung zugeeignet". Ich glaubte, die Herren artig um Entschuldigung bitten zu müssen. Aber im Vorworte zu diesem ersten Bändchen

sagte ich doch: „Wenn sich unter den Lesern einige Freunde finden sollten, welche meinen Scherz ernsthafter nehmen und hinter dem harmlosen Spotte Spuren eines Kampfes gegen dunkle Schatten unserer litterarischen Republik vermuten, so haben sie sich's allein zuzuschreiben." Es war nicht eben tapfer und deutlich ausgedrückt.

In demselben Sinne will ich heute hinzufügen, daß ich doch wohl manchem der berühmten Meister gegenüber mehr Scherz als Ernst gemacht habe. Es war vielleicht ungerecht, geistige Führer wie Heyse und Spielhagen ähnlich zu behandeln wie den Modelitteraten Sacher-Masoch und seinesgleichen. Es beruhigt jedoch mein Gewissen, daß ich meine großen Lieblinge Gottfried Keller und Ludwig Anzengruber nicht spöttisch nachzuahmen versucht habe.

Wie man sieht, kann ich jetzt mit beträchtlicher Selbstgerechtigkeit und Eitelkeit des starken Parodienerfolges gedenken; damals verbitterte er mich, damals schämte ich mich, trotz anderer und positiver Bestrebungen mit der Etikette eines Parodisten beklebt auf der Welt herumzulaufen. Ich fand es damals abscheulich von dieser Welt, daß sie von meinen blutigen Jugendgedichten und Jugenddramen nichts

wissen wollte, daß die Herren Verleger von mir immer wieder Parodien und nichts als Parodien verlangten. Seitdem haben andere meiner Bücher einige gute Leser gefunden und so hat sich mein eigenes Verhältnis zu dem Parodienbuche freundlicher gestaltet. Ich habe es sogar lesen und für die neue Ausgabe durchsehen können.

Das aber ist mir nicht einen Augenblick eingefallen, die alte Waffe wieder hervorzuholen und ihre Schärfe an den Herren und Damen zu prüfen, die im Laufe der letzten zehn bis fünfzehn Jahre frisch berühmt geworden sind. Die nachhinkenden Dilettanten der verflossenen Mode sind Parodien ihrer selbst und stellen sich freiwillig außerhalb der Litteratur. Und die Schriftsteller, die man unter dem Namen der neuen Schule zusammenzufassen pflegt, sprechen doch zu oft meine eigene Sprache als daß ich ihnen ganz frei gegenüber stehen könnte. Ich habe mehr als einmal gelesen, daß meine Parodiensammlung mit dazu beigetragen habe, den litterarischen Geschmack des deutschen Publikums für eine neue Kunst vorzubereiten. Das war sehr nett von denen, die es schrieben. Aber in den letzten zwanzig Jahren hat sich ein ganz andrer Umschwung vollzogen. Die hervor-

ragenden Anreger aus Frankreich, Skandinavien und Rußland sind die Lehrer des jüngsten Deutschland geworden. Ein neues Geschlecht erfuhr, daß ernste Lebensfragen dichterische Darstellung verlangen, daß der alte Idealismus schlechten Gewissens mit Illusionen wirtschaftete, daß das neue Ideal, wenn nicht die Wahrheit — Was ist Wahrheit? — so doch Wahrhaftigkeit ist. Betriebsam hat das jüngste deutsche Geschlecht die Ausländer eine Weile nachgeäfft, bis es stark genug geworden ist, wie einige Anzeichen hoffen lassen, die Anklagelitteratur durch eine neue Poesie zu überbieten, für welche uns das Schlüsselwort noch fehlt. Solche Hoffnungen setzen wir in optimistischen Stunden auf das feine Talent Gerhart Hauptmanns und noch auf zwei oder drei tapfere Dichtersleute. Wer wollte ihre Kreise stören? Und die Vielzuvielen, die ewigen Mitläufer, die Marodeurs jedes Erfolges, die jede Mode mitmachen, die heute genau ebenso in konsequentem Naturalismus machen, wie sie hundert Jahre lang in Schillerschem Idealismus gemacht haben, die können wir getrost dem Wechsel der Mode überlassen. Haben sie doch nicht einmal ihre eigene Manier. Sie haben von den Führern Vorzüge und Fehler

zusammengepumpt, weil sie nicht unterscheiden konnten — und mit ihnen auch ehrlichere Menschen nicht —, ob es die Vorzüge oder die Fehler waren, was die Mode schätzte.

Noch eins kam dazu, die Vielzuvielen nicht bis zur Parodie ernsthaft nehmen zu lassen. Das europäische Schrifttum, das erst ungefähr seit Voltaire und Lessing frei geworden ist vom Fürstendienste, ist mit entsetzlich beschleunigtem Falle in eine weit schlimmere Knechtschaft geraten. Einst schufen die Dichter, wie heute noch die Maler und die Bildhauer, für Fürsten und andere Mäcene, die allein sie bezahlten. Als die Dichter und Schriftsteller sich emancipiert hatten, da schien es eine Zeit, als ob sie die Erbschaft der mittelalterlichen Kirche hätten antreten können. Wie vor tausend Jahren die Kleriker die einzigen Schreiber und Lehrer waren, so konnten einer glaubensfreien Welt die weltlichen Schriftsteller die Erzieher werden. Aber auch dieser neue Klerus ist größtenteils der Simonie und dem Ablaßhandel verfallen. Einst konnte der abhängige Dichter groß und frei sein, wenn sein Mäcen zufällig groß und frei dachte; heute haben die meisten Schriftsteller das Publikum zu ihrem Mäcen gemacht und die Publikums-

knechtschaft schafft die tiefste Unfreiheit. Auch der allerbeste und liebste Leser kauft höchstens Ein Exemplar des Buches; bezahlt wird der Schriftsteller von der Masse.

So ist das europäische Schrifttum schneller und schneller ein großer Markt für geistige Ware geworden. Ein Markt mit allen Gefahren des Glückspiels ist die Bühne geworden; die echten Werte sind selten. Ein Markt ist die schöne Litteratur und ich fürchte, auch die Lyrik, die einst einsam und verschämt stille Wiesen und Wälder suchte, geht bereits auf den Markt.

In solcher Stimmung scheint die einst schöne Litteratur nicht einmal mehr des leisen Lachens wert zu sein: und das laute große ernste Lachen wird wohl besser für die stolzeren Irrtümer der armen Menschen aufgespart.

Grunewald, den 1. September 1897.

F. M.

Aus dem Vorwort zur „Neuen Folge".

... Endlich merkte ich, was mich verstimmte. Als „Nach berühmten Mustern" erschien, glaubte ich einen litterarischen Scherz veröffentlicht zu haben, dessen Verbreitung schon durch seine Intimität auf die Kreise der Fachgenossen und Kunstfreunde beschränkt wäre. Es ist nicht hübsch, wenn die Götter vor den Augen des andächtigen Publikums von den Postamenten genommen und abgestäubt werden. Es that mir darum leid, als mich die Ziffer der abgesetzten Exemplare darüber belehrte, daß mein Buch über die nächsten Kreise hinausgedrungen sei. Und ernsthaft, sehr ernsthaft versuchte ich mir den Vorwurf zu machen, daß ich durch schlechte Witze dazu beigetragen habe, unsere Geistesheroen in der Meinung der Menge herabzusetzen und so den raren Idealismus des deutschen Volkes zu gefährden.

Ich ging daher zu meinem Gewissensrat, einem durch Grobheit Vertrauen erweckenden Manne. Kaum

hatte ich angefangen, ihm meine Herzensnot zu klagen, als er mich schon unhöflich unterbrach.

— Du glaubst am Ende, rief er ärgerlich, du habest deinen Erfolg den eingebildeten Vorzügen deiner Feder zu verdanken? Nonsens! Witz? Satire? Nonsens! Du hast plump die Wahrheit gesagt, das war alles.

Ich wollte mich gegen diesen Vorwurf verteidigen; aber mein Freund ließ mich nicht mehr zu Worte kommen.

— Jeder von den großen Herren hat seine Manier. Das wäre noch zu ertragen, weil jedes Individuum schließlich gern in seiner eigenen Narrenkappe herumläuft. Es war immer so, und jedes „Genie" hat ein Recht auf seine eigentümlichen Fehler. Aber früher trugen die Herren ihre Narrenkappe unbewußt; wenn sie sie doch einmal bemerkten, so schämten sie sich ihrer. Scham? Nonsens! Heutzutage weiß jedes „Genie", daß es von der großen Masse nicht an seinen besonderen Ideen, sondern nur an seiner besonderen Kappe erkannt wird. Ei, da muß man doch die Kappe recht sichtbar vor aller Augen tragen. Die Narrenkappe ist Firmatafel, ist Fabrikszeichen der großen Herren geworden. Sie übertreiben

mit Absicht ihre eigene Manier, sie fälschen sich selbst, weil ihr Publikum es so verlangt. Natürlich liegt die Schuld am Publikum! Wie der Käufer so die Ware! Und die Bücherkäufer sind die schlimmsten. Sie lieben an ihren Schriftstellern nichts so sehr als die Manier und verlangen sie zum Zeichen der Echtheit als Wasserzeichen des Druckpapiers. Hast du einmal eine schöne Reise gemacht und gut beschrieben, so sollst du bis ans Ende schöne Reisen machen und sie gut beschreiben, — hast du einen übermütigen Knabenstreich zum besten gegeben, so sollst du übermütige Knabenstreiche zum besten geben bis du im Grabe liegst, — hast du ein trauriges Lied auf den Tod deiner Frau gesungen, so mußt du nie müde werden, deine Frau zu begraben, — und hast du mit Parodien angefangen, so mußt du mit Parodien aufhören.

— Ja, die Leute sind denkfaul und vermögen nicht, die tausend Linien und Fältchen im Gedächtnis zu behalten, welche erst eine Physiognomie ausmachen. Da halten sie sich an eine Warze, an der sie den Mann aus hunderten herauserkennen. Schön, die Leute lassen sich nicht ändern! Muß aber das „Genie" sich ihnen unterwerfen? Muß es mit seiner

Warze kokettieren? Ja, wenn diese Herren selten schrieben! Aber da muß alle Messen lang ein neues Werk erscheinen, die Herren haben keine Zeit, sich selbst zu verändern und die neue Aufgabe demgemäß selbständig auszuarbeiten. Morgen soll das neue Buch fertig sein! Unmöglich, es bis dahin zu schaffen! Nun, her mit der Schablone, die dem Publikum gefällt, — sie hat immer geholfen, sie wird auch heute helfen! — Ja, sie verstehen sich auf die Massenfabrikation, die großen Herren! Sie haben es von den Pappschachtelwerkstätten gelernt, wie denn die Büchermacherei auch ein bescheidener Zweig der großen Papierindustrie geworden ist. Und im großen Gewerbe, das nur durch Ueberproduktion die kleinen Leute vernichten und sich so zu erhalten vermag, da muß Teilung der Arbeit an Stelle der alten zünftigen Gründlichkeit und Verwendbarkeit treten. Du schreibst Romane, du Gedichte, du Dramen und du Kochbücher! Du wirst warm bei Politik, du bei Bildern, du bei Pferderennen, du bei Begräbnissen! Du produzierst, du kassifizierst, du kritisierst u. s. w. So werdet ihr alle füllen eure Pulte und Kasten und werdet dabei euern Geist nicht übermäßig anstrengen. Richtet euch ab durch Teilung der Arbeit! In der Abrichtung

liegt die wahre Bestimmung des Genius. Wer wird in unseren Tagen noch Zeit und Geld darauf wenden, sich auch als Schriftsteller zum harmonischen Menschen zu erziehen? Und käme Apollo in eigener Person, ich glaube, er würde eine bisher verborgen gehaltene griechische Narrenkappe als Erkennungszeichen aufsetzen und wie seine heutigen Priester eine „Spezialität" wählen, in welcher er ohne Konkurrenz zu glänzen und Geld zu verdienen vermöchte . . .

Berlin, im Oktober 1879.

F. M.

Berthold Auerbach.

Der Meister wird es gern verschmerzen,
Aefft ihn der Lehrling unter Scherzen.

Walpurga, die taufrische Amme.

Der Bauer nieste.

Die Bäuerin blickte stolz auf ihre stattliche Tochter Walpurga, als wollte sie sagen: Welch ein weltkluger Mann.

Der Bauer schien befriedigt von dem Eindrucke seiner Aeußerung. Er fügte hinzu:

„Und noch ein gutes Wort will ich dir für deine Reise schenken: Du sollst nicht stehlen!“

Die Bäuerin glättete ihre blühweiße Schürze; ihr war es, als hätte sie den Geist ihres Mannes niemals genug gewürdigt. Nun wünschte sie, alle Nachbarn könnten es hören, wie warmherzig und neudenkend der Bauer gesprochen.

Jetzt ergriff Walpurga ihr Bündel und das Wort: „Lebt wohl, ihr Lieben, Guten! Und ich möchte es, was mein Herz so voll macht, noch anders ausdrücken. Also: Auf Wiedersehen. Oder noch anders: Behüt' euch Gott. Oder noch anders: Adje!"

Die Bäuerin blickte auf ihren Mann, als meinte sie: „Was sagst du zu diesem Sinnreichtum?" Doch der Bauer verwies ihr das Vielreden.

Walpurga verließ die wohnhafte Stube, nachdem sie noch ihrem Muttersmann und ihrer Vatersgattin einige herzfrohe Bemerkungen zurückgelassen hatte. Sie ging starkgeistigen Schrittes zwischen Hühnern und Gänsen die düngerduftige Dorfstraße hinab und zum Dorfe hinaus. Alle Leute grüßten das taufrische Mädchen; denn sie war fürstliche Amme geworden.

Draußen, unter der alten Linde, erwartete sie einer. Es war der Joseph vom Breunerhof. Dessen Jacke war schwarz vom Kohlenruß und auch sein Gesicht zeigte, um die Augen herum, Streifen von Kohlenruß. Walpurga schloß scharfsinnig, daß er geweint und sich mit den Aermeln der Jacke die Augen gewischt habe. Uebrigens hatte sie es gesehen.

„Mädle," rief er aus tiefster Brust, „fühlst du denn kei' Reu' in deinem Herze?"

Walpurga blieb stehen. Joseph sah aus dem

feuchten Glanze ihrer Augen, daß ein schöner Gedanke in ihr neu entstanden war. Noch suchte sie vergebens, ihn zu formen. Jetzt zuckte es um ihre Lippen, jetzt röteten sich vor Freude ihre Wangen. Sie hatte die Form gefunden und sprach:

„Guten Morgen, Joseph."

Joseph rieb die Handflächen zusammen, um sich Mut zu machen; dann sprach er:

„Ich geh' ins Wasser, wenn du fürstliche Amme wirst! Schau, Mädle, ich glaube ja an dich und deine Reinheit, aber die bösen anderen, besonders der Gruber mit der platten Nase, die hänseln mich und sagen: Ein rechter Bub soll keine Amme lieben. Gelt, und du thust mir die Lieb' und wirst nit Amme?"

Walpurga blickte erst sanft und still auf sich selbst, auf ihre kindlich schlanke Gestalt, dann hob sie die Augen gegen ihn und schaute zu ihm empor so keusch, daß er erschrak.

„Du Stürmischer," sprach sie, „du Wilder und doch Guter, Reiner! Sie haben dich bethört. Ich nenne sie die Pessimisten. Sie haben dein reines Herz gefangen genommen. Sie haben dir gesagt, daß ich deiner nicht wert sei."

Walpurga warf ihren blonden Zopf nach rückwärts, als wollte sie sagen: So verachte ich euch! Dann fuhr sie fort:

„Dir allein will ich sagen, wie ich es zur fürstlichen Amme gebracht habe. Der Fürst wollte für seinen zu erwartenden hohen Sprößling eine Amme, deren kindliches Gemüt noch durch keinen Schatten von Leidenschaft getrübt war, damit der Säugling rein erhalten bleibe. Es wurde also ein braves Mädchen gesucht, das noch nie einen Fehltritt begangen, noch nie seine Eltern gekränkt hatte. Sie durfte noch nie krank gewesen sein und mußte die besten Schulzeugnisse aufzuweisen haben. Du kennst mich, Joseph, ich war immer die beste Schülerin im Schönschreiben: darum muß ich als Amme gehen."

Joseph schaute bewundernd zur Sprecherin hinunter; Walpurga freute sich, daß er sie weitersprechen ließ, und fuhr fort:

„Hätte ich etwa die hohe Ehre ausschlagen sollen? Nein, Joseph, auch ich fühle etwas vom Hauche der neuen Zeit in meinem Herzen. Des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit ist mir aufgegangen, als mein Vater zu mir sagte: Geh und nähre die Zukunft deines Landes! Hätte ich vielleicht das hohe Amt von mir weisen sollen? Nein, Joseph, du wirst nicht verlangen, daß ich des Vaterlandes nur einen Augenblick lang vergesse, um einem Einzelnen zu genügen! Ich fühle mich in diesem Augenblicke alleins mit dem Ganzen, ich fühle die Ganzheit in mir. O,

mein Spinoza! Joseph, völlig verstehst du mich nicht!"

„Da hast du ein schönes Wort gesprochen," sprach Joseph traurig. „Wenn du mich aber nicht zum Optimisten machst, so daß ich deinen Worten glauben kann, so bleibt mir doch nichts übrig, als ins Wasser zu gehen."

Joseph hatte noch einen guten Einfall. Aber derselbe klärte sich zu keinem festen Gedanken. Darum ging Joseph seiner Wege, um ein Wasser zu suchen, darin zu ertrinken . . .

Walpurga aber gefiel bei Hofe gar herzlich. Sie kannte die Welt nicht, sie wußte nichts von Liebe, nichts von Luxus, nichts von Anstand. Sie war eine taufrische Amme.

Der hohe Säugling und seine Amme konnten miteinander zufrieden sein. Er lachte über alles, was sie ihm erzählte, und sie hörte nicht auf, derb und kräftig mit ihm zu schwatzen. Manches gute Wort hörte er da von seiner zweiten Mutter.

Wenn er aber schlief und ihr dann verboten war zu schwatzen, da schlich sie sich hinaus, setzte sich in das tragfeste Gezweig eines alten fürstlichen Birnbaumes und schrieb so ihre besten Einfälle nieder.

Aus dem Tagebuche Walpurgas.

Zweimal zwei ist vier. Bei uns! Ob auch anderswo?

* * *

Es gibt arme Leute und reiche Leute auf Gottes allfreier Welt. Wohl dem, der es nicht ist.

* * *

Es ist eine Aehnlichkeit zwischen dem Boden der fürstlichen Säle und dem winterlichen Eise auf dem Dorfteich. Wer ausgleitet, fällt hin. Es gibt auch einen Unterschied. Welchen aber?

* * *

Wir sind alleins, ich und jedes. Selbst ein Floh hat teil an mir und wenn man ihn quält, so thut es mir weh, als geschähe mir selbst ein Leid. Freili nit so stark.

* * *

Mein hoher Säugling war heute sehr durstig. Ich aber sage: Gut und Milch für König und Vaterland! Ein gutes Wort, das ich einst meinen Kindern hinterlassen will.

* * *

Ich wollte, ich hätte Papier genug, um all' die warmquellenden, schönen Worte aufzuschreiben, die mir einfallen.

* * *

Alles hat mich hier lieb, um meiner Naivetät willen. Um mir dieselbe zu erhalten, lese ich täglich gute Dorfgeschichten oder gediegene Werke über die naive Volksseele.

* * *

Heute bewunderte der Herr Hofdichter meine Bemerkung: „Alte Liebe rostet nicht." Ein schönes Wort; ich schenkte es ihm.

* * *

Ich habe Heimweh. Heute sah ich auf der Spazierfahrt ein Ochsengespann vor einem Heuwagen. Ich mußte an Joseph denken und sein Mißtrauen.

* * *

Was war in der langen Zeit aus Joseph geworden?

Kaum hatte Walpurga von ihm Abschied genommen, als er daran ging, den Tod in den Wellen zu suchen.

Er ging zum Dorfteich. Da fiel ihm ein, daß

dort die Pferde zur Tränke gingen und er wollte ihnen ihr Wasser nicht verunreinigen.

Er ging zum Forellenbach. „Die waltende Nemesis," rief er. „Die Fische sollen mich verzehren, die ich mit solcher Lust vernichtet habe." Und er legte sich in den Bach und hielt den Kopf unters Wasser. Als aber sein Atem zu stocken begann, stieg er wieder ans Land.

Er folgte dem Bach bis zum nächsten Fluß. Da fiel ihm ein, man würde glauben, er habe geglaubt, man würde ihn wieder aus dem Wasser ziehen; denn der Fluß war sehr belebt. Er aber wollte nicht als verunglückter Selbstmörder sein Leben verbringen und folgte dem Flusse bis zur Hauptstadt.

Dort steht er auf der Brücke und nimmt bereits die schickliche Stellung ein, um hineinzutauchen in die feuchte Urmutter des Lebens. Da naht ein fürstlicher Wagen. Es ist Walpurgas letzte Ausfahrt mit dem hohen Säugling, der morgen schon seiner Amme vom Busen gerissen werden soll. Walpurga blickt in eine freudenlose Zukunft. Dabei ist ihre Erscheinung so unschuldig, so ungeboren-rein, daß der Hofdichter ihr den Uebernamen „Walpurga, die taufrische Amme" auferfunden hat. Da erschaut sie ihren Joseph, der zum letztenmal die kleine Barschaft nachzählt, die er in das Reich der All-Einheit mitnehmen will.

„Joseph!“ ruft sie. „Hier ist dei Mädle!“

Joseph blickte sich um. Er sah den hohen Säugling an dem zarten Busen des taufrischen Mädchens, er sah die Zukunft des Vaterlandes eins geworden mit dem jungfräulichen Ziele seiner selbstischen Sehnsucht, er sah sich begnadigt, verwandt zu werden den höchsten Gefühlen des Patrioten durch seinen Glauben an Walpurga. Er konnte sein trunkenes Auge nicht trennen von dem hohen Säugling und seinem zaghaft wogenden Lager. Auf die Kniee stürzte er hin und es rief aus ihm:

„Mädle, Mädle, du bischt die reinste Amme meines ganze Lebens!“

Der hohe Säugling lächelte den Glücklichen, Seligen huldvoll zu. Langsam ließ er sein zukunftsreiches Händchen von dem zart knospenden Pfühl heruntergleiten, auf welchem es geruht, zweimal wischte er sich mit dem Rücken des Händchens den feingeschnittenen Mund und sagte: „Es ist doch ein tüchtiges Volk.“

Das war ein gutes Wort.

Friedrich Bodenstedt.

Ihr klöppelt geschäftig Verse wie Spitzen,
Drob lächeln die Dichter von ewigen Sitzen.

Mirza-Schaffy.

1.

Nie ist Teig von einer Köchin ohne Mehl genudelt worden.
Doch sind leider öfters Verse ohne Seel' gesprudelt worden.
Deutsche Sprache, willst nur Wahrheit, willst kein Klingklang-Wischiwaschi,
Dennoch bist du zum Rubai und zum Ghasel gehudelt worden.

2.

Wie kannst du eine so kluge Stirne haben —
Oh sag mir's an, süß blinkendes Mädchen! —
Und doch so dummes Zeug im Hirne haben?

Wie kannst du eine so helle Stirne haben, —
Oh sag mir's an, früh trinkendes Mädchen! —
Und doch so lieb die Nachtgestirne haben?

Wie kannst du eine so reine Stirne haben, —
Oh sag mir's an, kühn winkendes Mädchen! —
Und Augen wie eine lose Dirne haben?

Wie kannst du eine so schöne Stirne haben, —
Oh sag mir's an, müd' sinkendes Mädchen! —
Und eine Nase wie eine Birne haben?

3.

Wird man als Rosenöl dir zu Handel und Kauf einen wäss'rigen Saft antragen,
Wirst du sicher beim Richter, daß man die Fälschung straft, antragen.
Ich aber schmiere den wäss'rigen Saft den Deutschen an als Rosenöl,
Denn ich lernte früh schon mit schicklicher Wahl den orientalischen Kaftan tragen.

4.

Ich glaub' nicht an Gott und seine Allmächtigkeit,
Denn es giebt auf Erden keine Gerechtigkeit.
Und daß der west-östliche Diwan vor Mirza-Schaffy
Geschrieben worden: das ist Niederträchtigkeit.

5.

Ein arger Feind der persischen Priester ist er,
Ein kühner Jäger persischer Biester ist er,
Ein starker Gegner der Parsen-Minister ist er:
Zu Hause nur ein trister Philister ist er.

6.

Höchster Wahrheit tiefste Keimung
Liegt in dem Gedanken nicht,
Liegt allein in Klang und Reimung.
Hör drum was der Weise spricht:
Schöne Weiber, Tiger, beide
Wohnten traut vermischt im Penschab.
Dorther stammt zu seinem Leide
Nach dem Bibelwort der Mensch ab.

7.

Sie leben nur von Liebe und von Besoffensein?
Wär's wahr, — ich fürchte, sie würden nicht so offen sein.

8.

Sei nicht zu klug, doch wird ein Gedänkchen beliebt sein.
Sei nicht gemein, doch wird ein Gestänkchen beliebt sein.

Sei wie Mirza-Schaffy! So wird dein Buch
Bei jung und alt als Weihnachtsgeschenkchen beliebt sein.

9.

Was der Schmetterling für ein verrücktes Vieh ist,
Daß er unpraktisch von Blüte zu Blüte schwebt.
Was die dicke Raupe doch für ein Genie ist,
Daß sie mit bescheid'nerem Gemüte lebt.

„Mager bleibet ewig, wer nicht gänzlich aufißt,
Was Natur für ihn in reicher Güte webt!"
Sagt die Raupe, die so lang ihr Lebenslauf ist,
Auf dem Zweig, für den allein sie glühte, klebt.

Wie der dumme Schmetterling der Dichter auch ist,
Dessen eitles Herz nach Ruhm und Mythe strebt,
Nicht besorgt für seinen lieben, runden Bauch ist,
Kurz und arm, nachdem sein Geist versprühte, lebt

Zum Dichten muß man nie begeistert sein.
Ein guter Reim will nur gekleistert sein.
's ist ein Beruf, darf nur erkoren werden:
Zum Dichten muß man nicht geboren werden.

Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy.

Aus einem Thoren formte mich die Zeit
Zum Weisen von dem Wirbel bis zur Sohle um.
Ihr findet Weis're nimmer weit und breit,
Sucht ihr von einem zu dem andern Pole um.
Drum sag' ich euch — und mit Bedächtigkeit —
Ein nützlich Ding ist das Petroleum.

Emile du Bois-Reymond.

„Ich weiß nichts“: eine harte Nuß.
Wie stolz klingt: „Ignorabimus.“

Friedrich der Große und der Gymnotus electricus.

Festrede, gehalten an irgend einem 30. Januar.

Im Lande der Schweiz, im alemannischen Teile derselben, steht, dem unermüdlichen Forscher nicht unbekannt, ein Berg, den sie den Rigi nennen; zwar teuer, doch nicht unzugänglich begüterten Fremden. Ueber verderbliche Klüfte, diese Rippenbrüche der Erde, trägt das Dampfroß auf eisernen Spinnenfäden den Reisenden empor zum Rigi-Kulm, diesem Nabel der Alpen. Ueber uns ein tiefblauer Himmel, dieser selbst regnende Regenschirm der Menschen, von welchem herunter die Sonne Homers auch über mich lächelt.

An jene Landschaft mahnt mich gebieterisch die heutige, so ehrende Pflicht, über den größten König

einiges beizubringen. Und da ich nichts Neues von ihm weiß, so kann ich ihn, den Hohen, nicht geschmackvoller ehren, als indem ich Sie an seinem Gedenktage von dem Gegenstande meiner eigensten Untersuchung unterhalte.

Der Zitteraal, Gymnotus electricus, dieses Fideikommiß meiner Wissenschaft, fordert auch dringend zu einer Vergleichung, diesem Paradepferde aller Festredner, mit dem großen Friedrich heraus. Eine in die Augen springende, freilich die einzige Aehnlichkeit haben Sie bereits erraten: Weder Friedrich der Große noch der Gymnotus electricus sind jemals der herrlichen Aussicht vom Rigi teilhaft geworden. Jener aus Grundsatz, dieser aus Gemeinheit. Hier beginnt schon das Walten der Unterschiede.

Unsere Akademie, diese Schauspielertruppe der Könige, wird mich begreifen, wenn ich bezüglich des Unterschiedes der beiden nicht bei der Oberfläche, dieser täuschenden Perücke der Dinge, stehen bleibe, sondern, in die Tiefe des Wesens greifend, den nackten Kahlkopf der Angelegenheiten schonungslos aufdecke.

Friedrich der Große war die verkörperte höchste Potenz unseres mit allen besten Tugenden überaus gezierten Volkes. Ein Wassertier ist der Gymnotus. Friedrich aber, unkundig ikarischer Schwimmblasen,

setzte den Fuß gern auf festes Land und verstand sogar, sich dasselbe einzuverleiben, während der Gymnotus sich nur ganz vorübergehend in widrigen Schlamm einzugraben weiß.

Und Friedrich der Einzige kannte nie die blasse Furcht, diese Tante des Verbrechens. (Denn die Furcht ist die Schwester der Not, dieser Mutter der Unthat.) Das Zittern kannte Friedrich nicht, während der Gymnotus electricus nicht mit Unrecht in den barbarischen Lauten unserer hyperboräischen Sprache „der Zitteraal" geheißen wird.

„Wollen wir nicht noch einmal, Monsieur?" hätte Friedrich gefragt gehabt haben können, wenn der Gymnotus eines Tages sein verworfenstes Haupt aus den Wellen des Havelbeckens bei Potsdam ans Licht der Sonne herausgesteckt gehabt hätte, — und das verruchteste Tier hätte geantwortet haben können: „Ich bin erschöpft, Sire. Ich habe an einem Roßbach genug!" [1])

Aber er hatte nicht genug daran, der Gymnotus, dieser unersättliche Gallier. Ja, und so sei es an

[1]) Zum Verständnis dieses geheimen Scherzes mag die Erinnerung an den Kampf zwischen Rossen und Zitteraalen dienen, welche wir den fleißigen Aufzeichnungen des Herrn Alexander v. Humboldt verdanken, eines verdienstvollen Mannes, dessen nicht unelegantes Französisch einige Ungenauigkeiten seiner Angaben wohl verzeihen lassen kann.

dieser Stelle, wo die Augen des Sirius auf mich gerichtet sind, laut dröhnend gesagt: der Gymnotus ist der Gallier, dieser Verächtlichste aller. Und wie Friedrich der Einzige ein teutonischer Held ist, dessen Hiebe den Feind vernichten, so daß kein Grashalm mehr wächst auf den Katapulten des Gegners, die er vernagelt hat, so scheint mir der Zitteraal oder Gymnotus electricus leuchtendes Symbol des trunkenen Galliers zu sein, der zitternd nichtswürdige elektrische Schläge austeilt, welche den schwachen Gegner vielleicht betäuben, den Zitteraal selbst aber gewiß entkräften. Und niemand hat je so völlig erfüllt, was der Gymnotus uns bedeutete, als jener schrecklichste Mann, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts unseren Weltteil mit Krieg überzog, die Götter der Erde nach eigener Laune ab- und einsetzte, seinen ehernen Stiefel, diese Scheide des Schwertes: Fuß, dem Sieger auf das tiefste Ende seines Nackens setzte und bis zu seinem Tode nicht aufhörte, mit blutigen Händen die gräßliche Klingel am Thore des Janustempels zu ziehen.

Und wir haben sie zu Boden geworfen, den Korsen und seinen Neffen, diesen niederträchtigsten Erben Catilinas. Doch ach! des Jammers, ach! der Bräute und Mütter, ach! der Studenten, welche ihr Leben, ach! der Professoren, welche ihre fünf Sinne dabei verloren!

Wie ein Ardennenwolf ist der Gymnotus hervorgebrochen, wir aber waren der treue Hund, der Haus und Hof des Herrn wahrte, um später, mit ehrlichem Stolze, die empfangenen Wunden leckend, in die Hütte zurückzukriechen. Und als wir jene Räuber besiegten, haben wir nicht nur unsere Heimat, dieses unwirtliche, von der Natur nur zu Wohnung für Bären und Wölfe geschaffene Germanien, gerettet, sondern auch das Ungeheuer getötet, die Chimära, welche sich napoleonische Idee nennt, die Lieferantin der unteren Götter, den Moloch Chauvinismus. Die Deutschen sind nicht chauvinistisch. Sie begnügen sich mit dem Bewußtsein, daß sie das schönste, stärkste, gesündeste, tapferste, gelehrteste, mildeste, gerechteste, begabteste, mächtigste, größte und erhabenste Volk unserer Erde sind, und daß sie verdienen, überhaupt das einzige Volk zu sein. Die Germanen sind nicht chauvinistisch. Wenn erst auf dem Nordpol eine feste Station deutscher Panzerschiffe den Handel der Nordvölker beherrscht und magnetische Untersuchungen deutscher Professoren vor störenden Eingriffen ausländischen Ehrgeizes schützt, wenn erst die Grenzen deutscher Macht hinweg über die schwarze Haut, die weißen Zähne und das rote Blut des Negers bis an den Südpol reichen, wenn erst deutsche Wissenschaft den Hering zwingen wird, nur in deut-

schen Gewässern zu laichen, den Büffel, nur auf deutschen Prairieen zu grasen, die Traube, nur unter der deutschen Sonne zu reifen, wenn erst der Regenbogen seine unlogisch und bunt schillernden Farben auf dem Altar der Vaterlandsliebe opfern und schwarz-weiß-rot auf seinen fabelhaften Schüsseln von deutschem Golde stehen wird, dann werde ich dem Germanen ein befriedigtes „Genug!" zurufen und der Germane wird mir antworten: „Es sei!" Denn der Germane ist nicht chauvinistisch.

Doch ich besinne mich. Unwürdig ist es des übermächtigen Geistes, daß er dauernd auf der Stecknadelspitze der Nationalität beharre. Darum ersterbe ich würdevoll auch nur innerhalb meines Staates vor den menschlichen Einrichtungen seiner Gesetzgeber. Außerhalb des engeren Vaterlandes stehe ich auf dem archimedischen Standpunkte und bin jeden Tag bereit, die Welt aus den Angeln zu heben, soweit die politischen Grenzen Deutschlands dadurch nicht berührt werden.

Denn ach! wenn ich absehe von der glänzenden Zukunft unseres deutschen Volkes, muß ich bekennen: dunkel sind die Brillen des Schwanzes, in welchen die graue Schlange der menschlichen Zivilisation sich beißt. Teutonische Stärke auf einer Seite, gallisches, nacktes Gymnotentum auf der andern.

Dazwischen steht als allbeherrschender, schwellende Büchlein schreibender[1]) Gelehrter der wohlweise Kelte, der zu sein auch ich mich rühme, vergleichbar dem gewöhnlichen Aale (Anguilla keltica vulgaris).

Ja, bedeutungsvoll steht der keltische Aal, der unelektrische, zwischen dem Gymnotus electricus und den Enkeln der Unterthanen des größten Königs. Der Kausalnexus — ein unfreies Jahrhundert hätte die Vorsehung bemüht — giebt ihm ein Ansehen, zwischen beiden Gegensätzen das eherne Zünglein der Themis

[1]) Es ist löblich, wenn strenge Wissenschaft die Resultate ihrer Nachtwachen dem praktischen Leben bietet. Ich will darum hier eine Beobachtung und einen Kunstgriff mitteilen, die manchen Schaden abzuhelfen tauglich sein dürften. Das Gerät nämlich, mit welchem wir *schreiben*, besteht a) aus dem hölzernen u. s. w. Federhalter, welcher besser trocken bleibt, und b) aus der Stahlfeder, welche in die Tinte u. dergl. getaucht wird und durch die Schwere und Kapillarthätigkeit der betreffenden Flüssigkeit die Linien auf das Papier zeichnet. Nun habe ich oft beobachtet, daß unmündige Kinder, welche ungelehrt *unten* nach der nassen Stahlfeder greifen, unschicklich die Finger färben. Ich selbst habe es durch zahlreiche Versuche erprobt, daß man diesem Uebel sicher entgeht, wenn man das Gerät *oben* an dem hölzernen u. s. w. Federhalter faßt. Den Oberlehrern, diesem Stolz des deutschen Namens, lege ich diese Mitteilung in würdigender Bewunderung an ihr treffliches Herz.

zu halten. Vom Deutschen hat er die Unergründlichkeit seines Geschlechtes, während er wie der verwandte Gallier schlangengleich in seinem Elemente, dem Wasser, zur Freude der Zuschauer umherplätschert. Der Aal ist nicht boshaft, wie der Zitteraal, aber er ist geschmackvoll wie dieser. Ob er von allen Erzeugnissen der Naturwissenschaften sich nährt und als Anguilla vulgaris polyhistor durch Gewicht in Erstaunen setzt, ob er als Uraal aus dem abgelagerten Schlamm der Kulturgeschichte kernhaftes Fett ansetzt, ob er in einer Akademie bezopfte Brut geheimnisvoll erzeugen will, ein Geschlecht, das ihm gleich sei an unvergleichlichem Stilus, — immer ist er geschmackvoll, dieser keltische Aal, und teutonische Jünglinge und Jungfrauen würden ihn preisen als ihre einzige geistige Nahrung, hielte nicht der Drache des verdorbenen Magens Wache vor dem goldenen Vließe des grünen keltischen Aales.

Felix Dahn.

Wahrsagen gelingt den meisten schwerlich,
Post festum ist es minder gefährlich.

Adamrich und Evchen.

Eine patriotische Oper.

Adamrich.

Minne, Met und Mannesmut
Stehn dem ersten Teutschen gut.

Evchen.

Weben, Winseln, Weckenbacken
Lehrt die Liebe und Holzkleinhacken.

Adamrich.

Minne, Mannesmut und Met!
Neiding, wer das nicht versteht.

Evchen.

Weben, Weckenbacken, Winseln
Uns die Wangen kirschrot pinseln.

Adamrich.

Met und Mannesmut und Minne!
Alles andre ist mir Spinne.

Evchen.

Winseln, Weckenbacken, Weben!
Deutschen Weibes Lebensstreben.

Chor der geprüften Wahrsager.

Heil euch, ihr ersten Sünder!
Ruhm wird euch durch eure Kinder.

Evchen.

Was ist Sünde? Was sind Kinder?

Chor der geprüften Wahrsager.

Hei! Eine Welsche fragte minder!
Heil der naiven
Tochter Germaniens!
Kommet die Zeit erst,
Daß der Germane
Wonniglich herrscht von
Aufgang zu Niedergang,
Wird auch die Fraue
Müßig nicht sitzen.
Wunden zu pflegen,
Orden zu tragen

Wird sie in Kriegen
Ruhlos sich mühen
Um Offiziere,
Oder zur Not um
Mindere Krieger.
Und auch im Frieden
Wird sie nicht müde,
Protektionsstolz
Fleißig zu gründen
Suppenvereine,
Volkskochkunstkeller,
Ammenvermietungs-,
Dienstbotenämter.
Heil der Germanin,
Heil der gebildeten
Höheren Tochter,
Heil vor allem
Dir, der Dicht'rin
Keuscher Romane,
Heil der erkornen
Köstlichsten Zierde
Ihres Geschlechts.

Jehovah.

Ginungagap! Förmunkander!
Ipu sia daz Satanazses kisindi kiuinit.

Erchen.

Verstehen kann ich ihn nicht recht.

Adamrich.

Dafür spricht er historisch echt.

Erchen.

Hebräisch war sonst die Sprache des Herrn?

Adamrich.

Altdeutsch ist jetzt auch im Himmel modern.

Jehovah.

Ginungagap! Förmunkander!
Auf daß dem Teufel sein Heer nicht fromme,
Auf daß der jüngste Tag nicht komme,
Geb' ich euch jetzt ein Speis'gebot;
Auf Uebertretung steht der Tod.
All Ding sei sonst euch unterthan,
Den Reichsapfel nur lasset stahn.
Berliner Weiße, Bock von München
Ihr dürfet trinken ohne zu sünd'gen.
So einer mag, getrost verschmaust er
Straßburgs Pastete, Holsteins Auster,
Auch Pommerns volle Gänsebrüste
Geschaffen sind für eure Lüste,

Von den Trauben des Rheins die goldne Glut,
Ja selbst Grünbergs ätzende Flut
Ihr naschen dürft so viel ihr wollt;
Den Reichsapfel nur lassen sollt.

Chor der geprüften Wahrsager.

Straßburg und Holstein —
Adamrich, Adamrich! —
Wiedergewonnen,
Schwertlings erkämpft für
Kaiser und Reich!
Seliges Evchen,
Der aus dem Schoß nach
Christi Geburt neun-
Zehntes Jahrhundert
Sehn wird entstammen
Fürstliches Volkstum,
Weltenbesieger,
Heer der Germanen!
Liebling des Sängers,
Der da macht in
Kriegsdithyramben,
Siegsprophezieen

Ist allein der
Schweigende Lenker
Brüllender Schlachten,
Ist allein der
Kriegsphilosoph.
Denn wo der Feldherr
Stumm seine Pflicht thut,
Siegt und schlägt stets
Ohne zu reden,
Nehme der Dichter
Ohne Beschwer des
Feldherrn Mund voll,
Schreibe in Reimen,
Die ja bereit sind,
Zu der Geschichte
Den Kommentar.

Jahn.

(Turnvater und Schlangenmensch, preist die Vorzüge des Reichsapfels. Um die Kampfbegier Adamrichs zu reizen, singt er die folgende kräftige Ballade:)

Der Rolf und der Ralf, zween Recken gut,
Gesellen waren durch Schwur und Blut.

Sie saßen baß bei festlichem Mahl,
Weg schob Ralf düster den vollen Pokal.

„Freund Rolf, vor Tisch ein rüstiger Ritt!
Deß hätten wir besseren Appetit!"

Da zog der Rolf sein blinkendes Schwert
Und hieb auf den Freund, einen Ritter wert.

Ralf war itzt auch nicht länger träg',
Sie kriegten selbander wuchtige Schläg'.

Der Rolf verlor den Fuß mit dem Bein,
Ein Ohr und die Nase obendrein.

Ralf büßte nur die linke Hand,
Ralf Einhand ward er fürder genannt.

Da lachte grimmig der Rolf zum Ralf:
„Nun wird's dir schmecken! Ich hoff, es half!"

Und soff nun wacker der Ralf mit dem Rolf
Und hatte Hunger als wie ein Wolf.

(Durch solchen Bardengesang ermutigt, vom ehrgeizigen Evchen überdies aufgestachelt, greift Adamrich nach dem Reichsapfel. Jehovah zürnt. Schon werden mit Stabreimen bewaffnete Engel aufgeboten, um die Sünder hinauszuwerfen; da erhebt sich plötzlich **Teut**, durch generatio aequivoca erzeugt, und stellt sich dem verblüfften Jehovah roh gegenüber)

Teut.

Feilalter! Feilschalter!
Vorbei mit dem Bund!
Jehovah herrscht nicht mehr,
Teuts Tugend tagt nun.
Steinalter, mein Alter,
Regt seine Rüstung.
Thors Hammer fiel tönend
Ans Ende des Erdballs,
So weit reicht in Wahrheit
Teuts tüchtige Thatkraft.
Jetzt hör mal Jehovah
Baalalter, Qualalter!
Na Alter, geh nun!

(Jehovah geht ungern aber doch.)

Chor der geprüften Wahrsager.

Furchtbar entfalte dich,
Banner des Allreichs!
Sieg war dem neuen
Nationalgott.
Teutsch sind die Götter,
Teutsch auch die ersten
Sterblichen Menschen.

Georg Ebers.

Mumienmoder, Totengraus —
Maskenscherze lächeln draus.

Blaubeeren-Isis.

Eine Erzählung aus dem alten Aegypten.

Die Sonne[1]) schien glühend nieder auf das Land der Pharaonen. Es war kurz nach dem großen Siege des Pharao Wilih-Elempsi I., welcher ganz Nordägypten unter seinem Scepter vereinigte; nur Südägypten widerstrebte noch, sonst könnten wir bereits von einem einigen „ägyptischen Reiche" sprechen. Feindliche Nachbarn waren emsig bemüht, das Werk der Einigung zu hintertreiben. Im Westen lauerte der tückische König der Frenkis;

---

[1]) Hieroglyphische Inschriften in dem ältesten Tempel von Memphis machen es höchst wahrscheinlich, daß schon in so entlegenen Zeiten die Sonne auf die Erde geschienen habe. Es ist darum gar kein Grund vorhanden, weshalb es nicht auch Photographen gegeben haben sollte.

er hatte eine krumme Nase und dickbäuchig, mattäugig, schnurrbartspitzig war sein Ausdruck. Im Süden, jenem verbunden, nährte der Oberpriester Klephth[1]) IX.[2]) die Unzufriedenheit der Südägypter.

Ua-Ghusta, ein holdes Mädchen aus der Kaste der Weißnäherinnen,[3]) unterließ es niemals, am heiligsten Tage des Jahres die Totenstadt zu besuchen, allwo sie die Grüfte der drei Bräutigame, deren sie bereits genossen, mit geweihten Oelen zu benetzen beflissen war. Weißnäherin war sie und weiß war darum ihr Gewand, wie das Gewand der Göttin Isis. Nach gethaner Arbeit pflegte sie auf einem öden Felde hinter der Totenstadt zu rasten

[1]) Klephth = der Fromme.

[2]) Ein Fries im Tempel von Gizeh stellt einen Zug von Priestern dar, in welchem, gemäß den Gesetzen des Basreliefs, einer auf den andern folgt. Es steht nichts im Wege, den neunten in der Reihe dadurch auszuzeichnen, daß wir ihn, wenn er wirklich Klephth hieß, „Klephth IX." nennen. Gewiß ist, daß im alten Aegypten die Zahl 9 bereits bekannt war. Siehe: Ebers, Aegypten, Seite 9.

[3]) Die Binden von Linnen, in welche die Mumien eingehüllt sind, lassen keinen Zweifel darüber, daß es eine Kaste der Weißnäherinnen im alten Aegypten gegeben hat. Ob auch Nähmaschinen? Ich persönlich bin der festen Ueberzeugung, daß eine vollständig verwitterte Zeichnung auf dem bekannten Obelisk „Nadel der Kleopatra" eine solche Nähmaschine darstellt. Warum hieße das Werk sonst auch „Nadel der Kleopatra"?

und nach einem neuen Geliebten ihrer Seele auszublicken. Blaubeeren [1]) wuchsen reichlich auf dem Felde. Den Genuß derselben hatte der weise Arzt Nebbsicht ihr geraten, denn derselbe war Homöopath [2]) und wußte Bescheid in den Heilkräften der Natur.

Als die schlanke Ua-Ghusta eines morgenländischen Abends einmal wieder also dasaß, betraten drei Kinder [3]) das Feld, um Blaubeeren zu suchen. Neben Ua-Ghusta aber weidete eben eine liebliche Kuh. [4]) Da zweifelten die Kinder nicht im mindesten, sondern stürzten auf die Kniee nieder und beteten zu der Göttin Isis. Und eilten nach Mem-

[1]) Eine genaue Untersuchung des berühmten Papyrus Cactus L. im britischen Museum läßt es als Thatsache erscheinen, daß die alten Aegypter die süße Frucht der Blaubeere und ihre heilsame Wirkung wohl gekannt haben.

[2]) Es ist bekannt und durch die dichtbevölkerten Totenstädte bewiesen, daß es Homöopathen und andre Aerzte schon im alten Aegypten gegeben hat. Siehe: Papyrus Ebers.

[3]) Die Existenz von Kindern im alten Aegypten zu bestreiten, kann nach den eingehenden Forschungen von Champollion und Lepsius nur eingefleischten Skeptikern einfallen. Schon die Auffindung zahlreicher Kindermumien ist für mich beweiskräftig.

[4]) Die Kuh war das heilige Tier der Isis. Ihr Gatte hieß Osiris. Unter den alten Aegyptern lebten, wie zahlreiche Bildwerke beweisen, Kühe und Ochsen in großer Zahl.

phis und berichteten daselbst, daß sie die ehrwürdige Allmutter Isis mit ihrer Kuh auf dem Blaubeerenfelde geschaut hätten.

Neben dem Blaubeerenfelde stand von alters her das Wirtshaus[1]) „zur Isis". Dasselbe hatte von Stund' an großen Zuspruch, da die Einwohner von Memphis begierig waren, die Allmutter Isis zu sehen. Da trat Ua-Ghusta aus der Kaste der Weißnäherinnen aus und wurde Isis. Sie erhielt vom Wirte „zur Isis" ein auskömmliches Gehalt und mußte dafür des Abends in seinem Sommergarten unter dem Schatten von Platanen und Sykomoren[2]) zum Klange ihrer Harfe[3]) tanzen und singen.

Mit Trauer nur vernahm Ua-Ghustas neuester Geliebter den Standeswechsel seiner Herzensblume.[4]) Er hieß Me-Jer und gehörte der Kriegerkaste an.

[1]) Leider gab es im alten Aegypten auch Wirtshäuser, und zwar wurden dieselben sowohl von Männern als von Frauen besucht. Mein gelehrter Kollega, der in Assyrien das Wirtshaus „zum schwarzen Walfisch" entdeckt hat, ist nur den keilschriftlichen Beweis für seine Namengebung schuldig geblieben. Uebrigens war das Trinken im alten Aegypten auch verboten. Papyrus Anastasi IV.

[2]) Hehn, Kulturpflanzen ꝛc.

[3]) Wilkinson, II. 20.

[4]) Die alten Aegypter pflegten Vergleiche aus dem Pflanzenreiche anzuwenden, wenn sie verliebt waren.

Doch durfte er jetzt nicht an Liebesangelegenheiten denken. Krieg war entbrannt zwischen seinem Herrn, dem Pharao Wilih-Klempsi I., und dem Könige der Frenkis. Zu gleicher Zeit erhob sich der Oberpriester Klephth IX., um die unzufriedenen Südägypter gegen den Pharao zu empören.

Wild wogte der Kampf. „Was kraucht dort im Nilschlamm herum?" fragten einander mit besorgter Miene die Heerführer. „Es ist, es ist Klephtherium!" antwortete brüllend wie aus einem Munde die Kriegerkaste. Und mitten aus dichtestem Pulverqualm[1]) hervor rissen sie den König der Frenkis und Me-Jer legte den Gefangenen selbst nieder zu den Füßen seines Herrn. Großer Ruhm ward ihm dafür. Er aber gedachte am Lagerfeuer nicht seines Ruhmes, sondern seiner fernen Ua-Ghusta und ihres Standeswechsels. Streng hatte der Wirt „zur Isis" ihr das Heiraten verwehrt.

Indessen zitterte in seinem Tempel der Oberpriester vor den Folgen des Sieges. Wirkungslos verhallten seine heftigsten Verwünschungen in den öden Hallen des Vorhofes. Auf den Pylonen vor

[1]) Ob die alten Aegypter das Pulver kannten? Unbedingt, denn das Nitroglycerin war noch nicht erfunden. Auch hatten sie schon Regeln zur Behandlung von Hieb- und Stichwunden aufgestellt.

dem Tempel standen zwar Blitzableiter[1]) gegen die Blitze aus Gewitterwolken; aber gegen Blitze aus heiterem Himmel war der Oberpriester schutzlos.

Schrecklich die Folgen. Mehr und mehr schwand der Glaube an das Wunder der Isis. Die Papyrus-Blätter, welche Nachrichten vom Kriege brachten, wurden gekauft und gelesen. Niemand ging mehr hinaus hinter die Totenstadt, um die Isis zu sehen. Das Wirtshaus „zur Isis" verödete, während das Wirtshaus „zum Pharao" neu aufblühte. Bald mußte der Wirt „zur Isis" zuschließen und Ua-Ghusta nähte wieder für mäßigen Lohn Verbandzeug für die Verwundeten und Mumienbinden für die Toten. Traurig saß sie oft auf dem Blaubeerenfelde und schaute nach ihrem Geliebten. Als sie so einmal in ihrem Schmerz versunken der Außenwelt nicht achtete, ergoß sich freundlich eine gewaltige Ueberschwemmung des Nils über die Felder. Plötzlich sah sich Ua-Ghusta rings von allerdings sehr fruchtbarem Wasser umgeben. Der erhöhte Fleck Landes, auf welchem sie saß, wurde

[1]) Eine gelehrte Altertumsforscherin hat überzeugend nachgewiesen, daß die alten Aegypter den Gebrauch der Blitzableiter kannten. Siehe: Vossische Ztg. 1877. Gewiß ist, daß sich an den Pylonen Krammen oder etwas anderes befand, an welchem eine Art von Stangen oder sonst irgend etwas anderes befestigt werden konnte.

immer kleiner, das Wasser stieg immer höher. Sie war verloren.

An diesem Tage hielt der Pharao mit seinen Truppen einen glänzenden Einzug in Memphis. Auch Me-Jer befand sich unter den Rückkehrenden. Er war entschlossen, die ehemalige Weißnäherin nicht mehr zu heiraten. Denn er war ein Verehrer des Kulturkampfes[1]) und haßte die Isis.

Traurig wanderte er hinaus in das Wirtshaus „zur Isis", um seinen Gram zu vergessen. Doch da war nichts als Wasser. Entsetzt wollte er umkehren. Da —

Kühn stürzte er sich in die Wogen und trug seine wiedergewonnene Geliebte in seinen Armen auf das Trockene, umarmte sie und sie waren fortan glücklich miteinander.

---

[1]) Der Kulturkampf im alten Aegypten. (Siehe: Ebers, Uarda.)

Karl Emil Franzos.

„Von Asiens entlegner Küste"
Die alten Freuden, Leiden, Lüste.

Der blonde Jankel.

Ein Unkulturbild aus Halb-Asien.

Mein Herz ist mein Tintenfaß. Ich tauche meine Feder in mein Herz, denn ich will meinen Leser nicht unterhalten, nicht spannen und nicht durch erfundene Märchen um seine Zeit betrügen. Es ist meine Mission, die Kultur nach Osten zu tragen, dorthin, wo die Menschheit jeglicher Konfession von den barbarischen Russen mit Füßen getreten wird. Meine ganze litterarische Thätigkeit seit dem Tage, an welchem ich zuerst ein ungeduldiges Papier freudig unter meiner Feder knistern hörte, ist ein Kampf gegen diese Russen. Ich hasse sie nicht, ich verachte sie . . .

Meine Britschka hielt vor einer einsamen Schenke auf der weiten melancholischen Steppe. Ich stieg

ab um nachzusehen, ob es hier nichts zu dichten gäbe. Der Wirt in seinem langen schwarzen Kaftan nahte mir unter Bücklingen. Eine merkwürdige Menschenfigur! Man hätte ihn ohne seine weißen Haare für einen Jüngling halten können.

Es war ein Jüngling.

Aus seinem jugendfrischen Antlitz, hinter welchem sich ein entsetzlicher, zehrender Gram verbarg, ragte eine Nase hervor. Die längste, krummste, beleidigendste Nase, die jemals den geistvollen Ausdruck eines semitischen Angesichtes verunstaltet hat. Man hätte ihn ohne diese Nase für einen Apollo halten können.

Er war ein Apollo . . .

Was mir der blonde Jainkef in der folgenden grauenvollen Nacht anvertraut und bei den Gebeinen des Königs David beschworen hat, das ist so menschen-unwürdig, so teuflisch, daß meine Hand sich ballt, während ich es niederschreiben will, und daß mein Papier fließt, um die Züge einer solchen Unthat nicht deutlich aufnehmen zu müssen.

Doch ich muß! Meine Mission zwingt mich den Ekel zu überwinden, ich muß, ich muß und koste es mein Leben . . .

Vor wenigen Jahren noch war der zwanzigjährige Jakob, mein heutiger Wirt, der schönste

Mann in der Judengemeinde von Barnow. Er hieß in Freundeskreisen nur „der blonde Jainkef", denn sein Haar war licht und floß in goldenen Locken üppig bis auf die Schultern nieder. Mitunter fiel wohl auch ein Löckchen über die Stirn bis auf die Nase hinab.

Welch eine Nase! Es war eine Nase, so klassisch gebildet, als hätte ein griechischer Bildhauer sie dem blonden Juden von Barnow über den Mund gesetzt. Des blonden Jainkef Nase war sein Talisman, sie war der Stolz seiner Mutter, sie war der Triumph von Barnow, sie war das Idol der schönen Mirjam. Und diese Nase — oh es schmerzt, es schmerzt, aber ich muß. Ich muß.

Mirjam war seit ihrer Geburt, nämlich seit dreizehn Jahren, die Braut des Blonden. Im nächsten Sommer sollte die Hochzeit gefeiert werden. Da ereignete sich das Scheußliche.

Der alte Graf Hatschiziſoff hatte ein Auge auf das Mädel geworfen. Graf Hatschiziſoff war ein feiner Kavalier. Zwar hatte er einmal seinen Lakaien erschossen, aber das war nur aus Gutmütigkeit geschehen, weil er eine Fliege treffen wollte, die den schlafenden Burschen an der Schläfe kitzelte. Auch prügelte er häufig sein Weib, freilich nur um ihr teures Pelzwerk von den Motten

zu befreien. Und wenn der Herr Graf seine Gläubiger die Treppen hinunter warf, daß sie die Füße brachen, so geschah es nur, um dem armen Chirurgus reiche Patienten zu schaffen. Und wenn er den Schnaps seiner eigenen Fabriken in allzu großen Portionen vertilgte, so dachte er dabei nur an den Staat, dessen Einnahmen er durch Verbrauch eines so kostbaren Steuerobjekts wesentlich vermehrte. Jawohl, der Graf Hatschizisoff war ein feiner Kavalier. Und er bewies es am Jainkef.

Eines Abends drang er in die Hütte der schönen Mirjam, um dieselbe ihren Eltern abzukaufen. Die Eltern hatten jedoch keine Macht über das üppige Mädchen. Mirjam selbst öffnete mutig die Thür, um dem Grafen den Weg zu weisen. Er geriet in den äußersten Zorn.

— „Ihr Flöhe der Schöpfung!“ schrie er, indem er dem Vater Mirjams seinen ehrwürdigen Bart halb ausriß. „Ihr wagt es, euch dem Väterchen Hatschizisoff zu widersetzen? Wißt ihr, wer ich bin und wer ihr seid? Ich bin der Herr dieses Landes und ihr seid die kleinsten Raupen auf dem kleinsten Blatte des kleinsten Kohlkopfs auf dem kleinsten Felde dieses Landes!“

Der Vater redete Mirjam zu. Ja, ich muß es mit zuckendem Herzen bekennen, nicht nur die Russen

in Rußland sind Russen, sondern auch die Juden sind halbe Russen.

Die edle Mirjam aber fing an zu weinen.

— „Eher stürz' ich mich in Don und Donau, als daß ich meinem schönen blonden Jainkef treulos werde!"

Bei dem Namen fuhr der Graf zusammen, wie von einer Schlange getroffen. Er biß sich auf die Lippen und verließ die Stube.

Und was nun folgt, ist so haarsträubend, daß ich fürchten müßte, meine Leser schüttelten die Köpfe, wenn der Hergang nicht aktenmäßig festgestellt wäre. Ich selbst wollte es nicht glauben, als der Jainkef es mir erzählte, ich wollte und konnte an eine solche Roheit nicht glauben. Ich wollte dem Juden nicht zuhören, der die Menschen so tief in meinen Augen sinken ließ — und nun! Oh, meine Mission! Sie zwingt mich, seinen Bericht zu wiederholen. Aber ich will kurz sein; ich bitte die Leser um die Erlaubnis, kurz sein zu dürfen ...

Als der blonde Jainkef am folgenden Abend über die Landstraße ging, um alte Hufeisen zu suchen, wurde er plötzlich von drei Kosaken überfallen, gebunden und auf dem Rücken eines ungesattelten Pferdes im Galopp auf das Schloß des Grafen gebracht. Der Unmensch empfing ihn mit wildem Hohngelächter.

— „Das ist er also, der schöne Jainkef? Du Hundesohn! Du alte Käsemilbe! Du abgerissenes Fliegenbeinchen! Du wagst es, dem edlen Grafen Hatschizisoff ins Gehege zu kommen? Du Milliontel von einem Wurm! Und du unterstehst dich, mit einer geraden Nase herumzulaufen und mit blonden Pajes? Willst du damit deine christlichen Nebenmenschen betrügen? Willst du? Ich will dir dein Handwerk verlegen, du kranke Mücke, du! Du übelduftendes Insekt! Du blonder Jainkef, du!"

Und es geschah . . . Was?

Ja, es geschah, und ich will erzählen, was geschah. Meine Hand soll es niederschreiben, ob sie auch vor Entsetzen zuckt . . .

Die Knechte banden den schönen Juden. Schon fürchtete er die gemeinste Mißhandlung und suchte mit der gefesselten Rechten umsonst den nach seiner Meinung gefährdeten Körperteil zu decken. Sie legten ihn aber mit dem Rücken auf eine Bank und fesselten ihn dann. Ihr Plan war viel raffinierter, viel höllischer.

— „Du bist ein Jud' und sollst auch als solcher zu erkennen sein," schrie wütend der Graf.

Und sie nahten mit Zangen und Plätteisen und — dreimal wehe — und bügelten ihm die Nase krumm, völlig krumm, so wie ich sie später sah.

Dann färbten sie ihm seine Haare schwarz und stießen ihn auf die Landstraße zurück. — — —

Das ist die Geschichte vom blonden Jainkef. Die berühmtesten Chirurgen vermochten nichts seiner Nase gegenüber. Das Haar konnte zwar wieder von seiner schwarzen Farbe geheilt werden, aber es war inzwischen vor Entsetzen über die schändliche Nase grau geworden.

Die schöne Mirjam aber hatte der Graf auf sein Schloß geschleppt . . .

Ihr hat er die Nase nicht verstümmelt, der Schurke!

Gustav Freytag.

Durch ein Mikroskop vergröbert
Wird das Zöpfchen aufgestöbert.

Die Vorfahren. I. Wlf.

(a. 569 vor der Sintflut.)

Ein Hirsch sank zusammen am Saume des Pfahlsees. Mit starkem Steinwurf hatte ein stämmiger Mann solches Werk vollbracht. Jetzt drang der Jäger aus düsterem Busch. Leicht ist es, seine Kleidung mit Worten zu schildern: Dichtes Haar deckte sein Haupt. Die Linke faßte fest einen furchtbaren Feldstein. Diesen hielt er bereit, wenn etwan der erste Stein seines Zieles gefehlt hätte. Das Tier war aber tot.

Mit rüstiger Faust riß der Jäger der Beute zwei köstliche Keulen aus. Dann setzte er sich nieder und sann.

Wlf war sein Name. Noch war die menschliche Sprache nicht bedacht gewesen, festes Gefüge ihrer

felsigen Mitlauter durch wohliges Wasser säuselnder Selbstlauter zu erweichen. Noch war nicht überall das Festland trocken geworden. Noch minnte das Mammut auf grasreichen Gründen deutscher Erde.

Keck war der Kampf mutiger Männer um etlichen Imbiß.

Weidlich sann Wlf und gedachte sinniger Sagen seines Geschlechtes. Von Festesfeier sangen die Sagen. Einst sollte eben unter dieser Kiefer — noch wuchsen damals nicht Eichen in germanischen Gauen — zum Staunen des Stammes ein warmer Rehrücken in taugender Tunke aufgetragen worden sei. „Ohn' Brand kein Braten." Diesen Vers seiner heimatlichen Göttersage murmelte Wlf und wartete wehmütig, daß ein Brand ihm werde.

Träg schlich Blut in Wlfs Adern. Geduldig harrte er. Noch war es kurz nach der Wintersonnenwende. Bald aber mußte Lenz kommen und dann heißere Tage, bis einmal wildes Wetter sich entlud und lichterloh in harzige Holzstämme einschlug. Geduldig harrte Wlf dieses himmlischen Feuers und hielt die Keulen trotzig in kräftiger Hand. Inzwischen nährte er sich von Kieferzapfen, dacht' über sich selber nach und fand, er sei eine problematische Natur.

Schon vierundzwanzig Stunden saß er so da.

Niedrig senkten sich Nebel nieder auf den See. Da kam ein Mädchen heran, freundlichen Grußes.

— „Warm ist Sonnenschein, kalt ist Schnee," sagte die mannbare Jungfrau und lächelte dem sitzenden Manne.

— „Den Bär hungert, wenn er lange nicht fraß," entgegnete klugen Sinnes der jagdmüde Mann.

— „Warum fraß der Bär nicht, da blutige Beute reichlich in seinen Tatzen war?" warf das Mädchen die Frage zurück.

— „Der Bär liebt Honig, so emsige Bienen für ihn bereitet haben."

— „Sollen mannbare Mädchen für Wlf Leckerei besorgen? Traun, schnurrig scheint mir so schleckes Begehr."

— „Warme Rehrücken auf breiten Tischen singen Sagen unseres Stammes. Mir aber mangelt freundliches Feuer. Schon allzulange harre ich auf blendende Blitze, die mir zur Lust junge Kiefern entzünden sollen."

— „Allzu mutlos dünkt mich der Mann, der thatlos harret. Jenseits Rheines harret der geckische Kelte auf knusprige Keulen brenzelnden Bratens. Doch germanische Mannen sind tüchtig und tapfer wohl auch nach kaltem Abendbrot. Wilstu, so will ich die Keule des Hirsches mit scharfem Steine zu-

recht dir schaben. Schabfleisch, so nannt' es Mutter und lehrt' es mich früh schon."

Treuherzig ließ ihr der hungernde Held die kräftige Keule. Mrl hieß das Mädchen. Noch andere Namen hatte ihr Vater ihr sorgend gegeben. Irmgard hieß sie, Ingos Braut, oder auch Walburg, Ingrams Gattin, oder Friderun, das Weib des Ivo, und Waldemars Gertrud. Dieselbe war sie unter vielen Namen und an blonden Flechten war sie stets zu kennen.

Jetzt suchte sie emsig am Ufer des Pfahlsees nach scharfem Flintstein. Rund waren die Kiesel und Mühe hatte sie, ein nutzbares Steinmesser ausfindig zu machen. Doch als sie es gefunden, säumte sie nicht. Mit ruhloser Hand schabte sie saftiges Fleisch von Knochen und legte es säuberlich auf breite Blätter der Seerose. Während der Arbeit aber blickte sie lächelnd auf den mahlfrohen Helden und sang taktmäßig lenzlaue Lieder, doch ohne Selbstlauter.

Wonnig blickte der wehrhafte Wlf auf das tüchtige Thun der drallen Dirne. Schmatzenden Mundes schmeckte er Schmack im Gedanken. Kraftvoll schien ihm das Mahl, doch reizlos und Salzes ledig.

Mächtig regte er die drangen Glieder, schüttelte schnell das helle Haupthaar und dachte nach; doch nichts fiel ihm ein.

Plötzlich tönte Hussa und Hurra wild im Walde. Auf ungesatteltem, rauhhaarigem Roß, selbst frei und ungebunden, kam ein Weib herangerast. Schwarz war ihr Haar und schwarz ihre Seele, Wlf aber stand auf, sie ehrfurchtsvoll zu grüßen.

— „Wie nenn' ich dich, Unholde? Bist du die Fürstin Gisela, welche mit Irmgard so feindlich verfuhr, oder bist du die Herzogin Hedwig oder die Fürstin Udaschkin oder die Valentine? Valandine bist du gewiß, du schöne Teufeline!"

— „Seltsam tönt deine Frage. Unaussprechlich, selbstlautlos schweife ich durchs Leben. Blsk ist mein Name. Du aber, unmännlicher Held, was hockst du zu Hause? Was tändelst du thatlos, auf daß die blonde Mrl dir Schabfleisch bereite? Ist das ein Weib für dich? Ist das ein Mahl für dich? In wildem Ritt muß der herzhafte Held des Lebens Labsal erreiten! Auf, Held Wlf! Besteige dein Streitroß! Ich will dich lehren, auf Rossesrücken die köstliche Keule gar zu reiten. Von Heunen hab' ich's gelernt."

Aus der Hand des Helden heftig riß sie die zweite Keule. Zwischen Schenkel und Roß schob sie die Beute. Wlf warf sich zu Pferde und hussa! hurra! ging's fort. Jungfräulich schabend blieb Mrl zurück und blickte aus blauen Augen den Reitenden nach.

— „Dreimal um den Pfahlsee in wildem Wagen. Dann ist der Braten gar.“ So rief die Schöne und gab dem Helden zum Zeichen der Liebe einen heftigen Hieb mit der Gerte.

Schon zum andernmal war der Weg um den Pfahlsee im Fluge zurückgelegt. Schon dampfte die Keule. Zum drittenmal wollten die Wilden an der Schabenden vorübersprengen. Da lächelte Mrl und sprach unter Thränen:

— „Ameise ist Fleißes Bild. Schabfleisch ist fertig.“

— „Biene hat einen Stachel,“ rief höhnend Blsk.

Wlf aber war Reitens müde. Schleunig sprang er vom Pferde und setzte sich zu Mrl und dem Schabfleisch ins Moos.

Jach fuhr Blsk da auf und ritt unter Drohungen weiter. Als sie aber zum drittenmal in sausender Hast vorüberkam, da strauchelte das Pferd und Roß und Reiterin brachen die Genicke. Furchtbar war der Anblick.

Wlf trat gerührt zu der Toten, zog die gare, stark duftende Keule hervor und sprach: „Dankbar sei die Erinnerung an die Schöne. Dein Schabfleisch, Mrl, ist gut, sie aber war pikanter.“

— „Mein Held,“ entgegnete Mrl, blond und

weich, „am Abend geht die Sonne unter. Das Huhn pickt Körner auf und die Ziege frißt Laub.“

Da lächelte innig Wlf sie an und sie heirateten einander in gesitteter Ehe. Nur selten trübte die Erinnerung an Blsks gargerittene Keulen den Himmel ihrer Bärenhaut.

Wlf aber zeugte einen Sohn gleichen Namens. Dieser, Wlf II., zeugte den Wulf, des Wulf Enkel hieß Wolf und dieser hatte einen Urenkel Namens Wolff. Von diesem Wolff wird in der nächsten Erzählung (296 vor der Sintflut) füglich die Rede sein.

Robert Hamerling.

Noch immer singt Romantik Schwanenlieder,
Stirbt ewig, ewig aber kehrt sie wieder.

Don Juan und Venus.

Kein wurmbestimmtes Epos will ich singen;
Ich sing euch eins so voll von Chic und Reizen,
So elementnaturgewaltigsinnlich,
Daß einen Branntewein ihr schlucken müßt,
Sobald der Leier letzter Ton verhallt ist.
(Der inspirierte Dichter macht besonders
Auf alle mit gesperrter Schrift hervor-
Gehobnen Worte aufmerksam; sie sind
Bedeutend stets und aus dem Zauberurquell
Der tiefen deutschen Sprache frisch geschöpft.)
Kommt in den Venusberg.

Da liegt sie, ha!
Ihr galgenrabenschwarzes Auge scheint
Zu sagen uns: „Ich bin ja nicht die Griechin,

Die holde Göttin! Nein! Ich bin nur chemisch
Zum Gegensatz des Helden präpariert.
Doch weil ich Venus bin, obgleich Symbol nur,
Will ich mich mal so recht nach Wunsch und Sehnsucht
Zu Grunde lieben lassen. — Ruft Don Juan!"
Ihr Auge schreit's und tausend Sklaven fliegen.
Don Juan, rappendüster-melancholisch,
Saß auf 'nem Haufen üppig-nackt-verruchter,
Fandangomüder, trunkener Mänaden.
Er sprach in sich hinein: „Was ist das Weib?
Die Lust, dir mir zehntausend Weiber bieten,
Zusammgepreßt auf einen Uratom,
Ist nur ein Tropfen in dem Riesenfaß,
Aus dem ich täglich früh schon mich bezeche.
Das große Faß heißt: Schönheit, — Illusion
Die Kellnerin, — der Kaufpreis ist das Leben —
Die Wirkung: unter anderm auch das Dichten.
Ha! was bedeut' ich?"

Jetzo unterbrach ihn
Der Sklaven Heer, das ihn zum goldnen Haus der
Olympverstoßnen Götterdirne lud.
„Nie ohne Pegasus!" rief ernst Don Juan.
Dann setzt' er edel-fest sich auf das Roß,
Das viel-tiefdeutig unter ihm sich bäumte.

Sieh da, der Venusberg! Er öffnet weit
Das goldgefügte, kunstgeschmückte Thor.
Don Juan reitet ein.

Die Wände sind
Aus Diamantenquadern aufgebaut,
Der Boden Mosaik aus Narrensteinen.
Der Himmel drüber ist ein großer Saphir,
Und wenn es regnet, regnet's kölnisch Wasser,
Und wenn es hagelt, hagelt's eitel Perlen.
Er reitet weiter, wo das Licht sich drängelt,
Wie in des Sonnenzentrums glühndem Innern.
Er reitet weiter, wo's so dunkel ist,
Daß an die dicke Finsternis die Stirn stößt
Und schwarze Funken aus dem Auge stieben.
Er reitet weiter, wo so dicht die schönsten
Verbuhlten Mädchen liegen aller Länder,
Daß er auf ihren Leibern reiten muß.
Er reitet weiter — bis zum Welttanzsaale,
Wo Venus auf den Purpurdaunenkissen
Sich königstigerwollustatmend wälzt.
Von fern ertönt ein kitzelnd Tongemisch
Von Belle-Helene-Cancan, Elsa-Wimmern
Und süße Flöten rufen den Geliebten.
Die laue Luft gewürzt geheimnisvoll
Von Patchouli und Schweinestallungsdüften.

Und zeigt die Nase nicht den rechten Weg,
Und kann das Ohr die Sinne nicht verführen,
So soll die Farbe, kühn emancipiert
Als wie der Urbrei Makartscher Palette,
Der Venus Freier glühend vorbereiten
Auf einer ungeheuern bunten Leinwand.
Das Bild ist groß, doch nicht zu groß für das,
Was schlangenknäuelartig drauf sich drängt.
Da seht ihr Frauenlieb in allen Farben,
Dazwischen männlich-rauhe, sehn'ge Fäuste,
Ihr seht des Löwen grünlich-goldne Mähne
Und papageienhafte Pfauenschwänze.
Ihr seht Gewänder wunderfarbenprächtig
Und Goldjuwelen, Bernsteinhexenbecher,
Seht reiche Schüsseln mit Hyänenblicken,
Auf denen bunte Falter keck sich wiegen,
Seht Hermelin auf Königinnenschultern
Und Eisenhelme rosenkettenlüstern.
Ihr seht gebadet wie in Lichtstromgüssen
Der ganzen Erde wild-ästhetisch-freies
Blödsinngehäuftes Jammerweltgemengsel. —
Denn unsre Zeit, von allzuvielem Denken
Und selbstbewußtem Thun ermüdet, liebt es
Bei schöngefärbtem Unding auszuruhn. —
„Hör, Schatz," spricht Venus jetzt aus süßem
Munde. —

Don Juan aber ruft von seinem Pferde:
„Ich kann ja nicht vom Pegasus herunter!
So — eins geworden mit dem edlen Tier —
Will ich dir deuten, was ich selbst bedeute.
Ich bin der Lebensdrang! Ha, weißt du's nun?
Ich bin der ewig Unersättliche,
Der ewig Durstige im Meer der Liebe.
Ich bin nicht ich, Don Juan. Ich bin Adam,
Der Weiberknecht, der in den Apfel biß.
Bin — ha! bin Urvormensch, bin, weiß der Teufel,
Ich hab's vergessen, was ich alles bin."

Der Pegasus schlug an ein Lachgewieher.
Doch Venus rief von ihrem Pfühl: „Mein Schatz,
Mich kränkt dein Donnerredeschwallgetose.
In meinem Arme schweigt der wahre Mann."

Don Juan blitzt aus seinen Feueraugen
Ihr zu wie Wonnetod; dann spricht er rauh:
„Ich kann ja nicht vom Pegasus herunter!"

Da Venus seufzt, ruft zürnend so Don Juan:
„Du hältst dich für lebendig, eitles Weib?
Auch du bist nur ein allegorisches
Thessalisches Walpurgisnachtgespenst.
Beziehungsreichste, wie verführst du mich,
Dich auszudeuten bis auf deine Knochen.

Du bist das Urfeindliche! Bist Weib!
Du bist die Schneiderrechnung! Bist des Mannes
Stets schlüsselklappernde Vertiefungsstörung!
Du bist im Sein das ewig Wechselnde!
Du bist die Mode! Bist das Publikum,
Das heute einen Dichter liebt, der treu,
Was er geschaut, dem Hörer offenbart,
Und morgen schon nach einer Schule läuft,
Die ihre schlaffen Phantasieen füllt mit
Philosophiegedankensägespänen,
Daß sie vor lauter Kraft zu platzen scheinen.
Noch nicht genug! Du bist die ewige Katze . . ."

„Genug des Hohns!" rief Venus grell dazwischen.
Sie winkt und näher tritt der treue Ekkard,
Der sonst wohl hemdenärmlig vor dem Thor
Des Hauses Wache hält, ein Freund der Fremden, —
Allegorie des echten deutschen Hausknechts.
Noch einmal winkt die Göttin; Ekkard lächelt
Und wirft Don Juan samt dem Roß hinaus —
Nicht ohne Freude. Denn der treue Ekkard
Haßt eigentlich als Deutscher und als Christ
Das ganze Venusberggesindelpack.

Vorm goldnen Thor besinnt sich ernst Don Juan:
„Ha! was bedeut' jetzt ich? — Der Liebe Meister

Hinausgeworfen von der Liebe Göttin?
Das ist das Weltall, das vor Ueberdruß
Sich selber zürnend ausgespieen hat!
Ich war der Wille, jetzt bin ich Verneinung!
Objektivation des Willens ... ha!"

Des Pegasus Geduld war stracks zu Ende.
Mit einem letzten Lachgewieherlaut
Bäumt' er sich auf, — Don Juan flog zur Erde.

Des Rosses breites Maul ergrinste fröhlich.
Tiefsinnig sprach es also als Vertreter
Der gottverlass'nen Heldenpoesie:

„Der Henker hol' die neuen Modedichter!
Kommt unsereiner wirklich mal dazu,
Im Venusberg entzückt umherzublicken,
Wo's transcendente Erdenweiberschöne
Und Sinnenhimmelslust zu schauen gibt,
So schwatzt der hochgelehrte Dichter wieder
Sich selbst und uns — Gott sei's geklagt! — heraus
Mit ungeruf'nen Flohgedankensprüngen. —
Na warte! Reite du mich noch einmal."

Bret Harte.

Es gleicht dein Buch dem Kalifornierland:
Ein Körnchen Gold in einer Schippe Sand.

Der Blutsauger von Brandy-Bar.

Der Sicherheitsausschuß von Brandy-Bar hätte wahrhaftig einschreiten sollen, als der engelgleiche aber falsche Spieler, der schlanke Hamlet, die Postkutsche höflich zum Halten aufforderte. Aber welches von den vier Mitgliedern des Ausschusses hätte es hindern sollen, daß Hamlet seine höfliche Aufforderung mit dem Losknallen eines Derringer begleitete, und daß dabei die Kugel zufällig in das rechte Auge des Obersten fuhr, der den Spieler nicht mit dem in Brandy-Bar üblichen Humor betrachtet hatte? Das eine Mitglied des Sicherheitsausschusses, der grüne Bill, saß nämlich auf dem Bock der Postkutsche und beruhigte die erschreckten Pferde; wenn der Wagen nicht still stand, wurde wohl eines von

den Pferden niedergeschossen, und Bill war ein zu guter Rechner, um nicht zu wissen, daß für die ermordeten Wageninsassen morgen andere kämen, für seine Pferde nicht. Das zweite Mitglied saß im Wagen mit dem dummen Ausdruck eines Mannes, dem man eben einige Lot Blei ins Gehirn gejagt hat. Das dritte Mitglied war zufällig gestern drüben in Frisco gehängt worden und das vierte war der Spieler Hamlet selbst, den in der That nur die schlechten Karten der letzten Nacht dazu gebracht hatten, heute einen neuen Beruf zu ergreifen.

Er verbeugte sich lächelnd und sprach zu den Leuten, welche seltsamerweise nicht daran dachten, seine thränenfeuchten blonden Locken zu bewundern: „Meine Damen und Herren, ich stelle mich Ihnen als Bankhalter vor. Ich habe va banque gespielt und gewonnen. Ich bitte! Wollen Sie dem Herrn Oberst nicht beim Aussteigen helfen? Er hat plötzlich einen offenen Kopf bekommen, aber er ist seitdem schwach auf den Beinen."

Und er warf den Körper des Obersten auf die Erde, nachdem er mit einem einzigen Handgriffe die Edelsteine von den Fingern und die Ringe aus den Ohren gezogen hatte. Mit merkwürdigem Scharfblick erriet Hamlet, daß der Oberst nichts von Geldeswert in seinen Taschen verborgen hatte.

Unter allerlei Scherzen brachte er hierauf den zweiten und dritten Reisenden um die Ecke.

„Sind Sie fertig, Mr. Hamlet?" rief der grüne Bill vom Kutschbock.

„Wer ist noch drin?" fragte dieser kurz zurück, während er die beiden Leichen ausplünderte. Und sogleich pfiff er wieder sein Lieblingslied, das in gar trauriger Weise das gebrochene Herz einer Lilie besang.

„Die blasse Fürstin!" sagte der grüne Bill.

„Betrunken?" fragte Hamlet.

Der grüne Bill hielt es unter seiner Würde, auf überflüssige Fragen zu antworten.

Hamlet zog die blasse Fürstin aus der Postkutsche heraus. Sie war natürlich eine Negerin und ihr Aeußeres glich nur wenig demjenigen, was sich die ironischen Namenerfinder von Brandy-Bar unter einer Fürstin vorstellten.

Als sie so hilflos im Straßenkote dalag, schien sie ein Schmutzfleck auf der Erde zu sein.

Hamlet lächelte teuflisch, als er bemerkte, daß sie mit ihrer rechten Hand einen Mops an ihren Busen drückte.

„Die blasse Fürstin soll nicht schlafend in die Hölle fahren. Ich will sie wecken."

Und mit einer Sicherheit, die dem grünen Bill einen Ausdruck der Bewunderung entlockte, schoß er,

dicht am Ohre der Betrunkenen vorbei, dem Hunde eine Kleinigkeit ins Rückgrat.

Als der grüne Bill später in der Nacht vor seiner Hinrichtung die Geschichte zum besten gab, erzählte er: „Wenn Hamlet in seinem eigenen Rockärmel eine Sieben anstatt eines Aß vorgefunden hätte, er wäre nicht so verdutzt gewesen, wie in diesem Augenblicke. So verdutzt war er nicht einmal damals, als er in meinem verschlossenen Kasten den silbernen Löffel fand, den er fünf Minuten vorher unserm Freunde, dem Pferdedieb Juba, gestohlen hatte. Und doch war die Ursache seines Entsetzens nur ein Floh, der allerdings noch schnellfüßiger war, als der alte Anchilles in der Odyssee des französischen Dichters Virgile. Dieser Floh sprang, als der Mops starb, mit einem Satze auf den Hals der bleichen Fürstin, wo er verschwand. Und als sie dabei erwachte — ich kann euch nicht sagen, ob von wegen des Schusses oder von wegen des Flohs —, da senkte Hamlet seine Augen zu Boden. Ich hielt diesen Anblick nicht aus und peitschte auf meine Pferde los. Auch hatte er noch zwei Kugeln im Revolver." Und der grüne Bill war ein Ehrenmann, so lange er ungehenkt auf Erden wackelte.

Wie dem auch sei, Hamlet, der Spieler, blickte wirklich zu Boden und sagte zur blassen Fürstin:

„Sie sind mir heilig! Ich habe dem braunen Blutsauger, ach! seinen natürlichen Ernährer getötet. Ich will es gut zu machen suchen. Sie sind jetzt seine Zuflucht! Sie sollen leben!"

„Hoch! Und dreimal hoch!" rief die blasse Fürstin. Es war für eine Dame von Brandy-Bar eine ziemlich logische Gedankenfolge.

Hamlet nahm die blasse Fürstin in sein Haus. „Ich vermochte es nicht, das reizende Tierchen einer ungewissen Zukunft preiszugeben," sagte er später „erklärend" zu seinem Bruder, dem Einbrecher Sandy. Sandy drückte ihm mit Thränen in den Augen die Hand.

Im Hause des Spielers begann nun unter dem Einfluß des kleinen Blutsaugers eine merkwürdige Veränderung mit seiner Pflegemutter und seinem Beschützer.

Zuerst gewöhnte sich Hamlet das Schießen ab. Er verkaufte seine siebenundsiebzig Revolver und begrub seinen Tomahawk. Der Floh sollte vor Schrecken keine Sprünge mehr machen müssen. Danach gab Hamlet sein Spielergewerbe auf. Der Floh nämlich, der bei Tage schlief, liebte es, nächtens sein ungebundenes Leben zu führen; als die Spielgesellschaften sich Abend für Abend bis zum Morgen ausdehnten und das grelle Licht den Floh in sein Versteck bannte, magerte er sichtlich ab. Wie gesagt, Hamlet schloß seine Bude zu und wurde ein achtbarer Weinfälscher.

Hinter so viel Edelmut wollte die blasse Fürstin nicht zurückstehen. Um die Nahrung des Pfleglings, ihr eigenes Blut, zu verbessern, gewöhnte sie sich das Trinken fast vollständig ab. Sie trat in einen Temperenzverein, wo sie singen lernte, um das süße Geschöpfchen mit Liedern erfreuen zu können.

Hamlet wurde eifersüchtig auf die Zuneigung, welche sein niedlicher Schützling zu dem Weibe hegte. Er fürchtete mit Recht, daß seine bunten Halstücher das Auge des Kleinen beleidigten; fortan ging er schwarz, wie es sich für einen wohlhabenden Weinfabrikanten schickte. Der dankbare Blutsauger, der täglich hübscher wurde, vergalt diese Opfer mit der herzlichsten Zärtlichkeit.

Eines Tages aber kam ein Mann vom Murder-Camp in Hamlets Haus. Einige schwören, er habe seinen verhängnisvollen Rat aus Rache für den sauern Wein erteilt. Der Mann selbst jedoch wettete noch am Tage, da er wegen eines anderen Verdachts gelyncht wurde, daß er es gut gemeint habe.

Genug, er schmeichelte sich in das Vertrauen Hamlets ein und meinte dann trocken: „Euer Kindchen — man nannte es schon das Kindchen — kann nicht gedeihen, wenn die blasse Fürstin sich nicht hie und da einmal ein bißchen wäscht."

Umsonst weinte das arme Weib heiße Thränen,

umsonst berief sie sich auf ihre ganze Vergangenheit. Hamlet, nachdem ihm dieser Floh einmal ins Ohr gesetzt war, blieb unerbittlich und zwang sein Opfer mit alter Willenskraft, den Rat des Mannes vom Murder-Camp zu befolgen.

Ein Bote wurde nach Sacramento geschickt, der eine Wanne aus Marmor, einen Zentner der feinsten Seife, ein Dutzend Handtücher und eine erfahrene Wärterin mitzubringen hatte. Da die blasse Fürstin sich mit Händen und Füßen sträubte, wurde sie vor dem Waschen chloroformiert.

Als sie wieder zu sich kam, war der Floh verschwunden.

Umsonst wurde das ganze Haus durchsucht, umsonst zog der neu gebildete Sicherheitsausschuß mit einem Detektive aus, umsonst wurde in den Times von Brandy-Bar dem ehrlichen oder unehrlichen Finder Straffreiheit und ein silberner Totschläger versprochen, der kleine Freund war und blieb verschwunden.

Die blasse Fürstin ergab sich wieder dem Trunke und starb bald darauf an gebrochenem Herzen und an Delirium tremens.

Hamlet aber war für zeitlebens gebessert. Er blieb Weinfälscher bis in sein hohes Alter.

Eduard von Hartmann.

Kant, was bist du für ein Mann!
Alle pumpen sie dich an!

Die Philosophie des unbewußten Hühnerauges.

Destruktive Resultate auf konstruktivem Wege.

Vorgänger.

Das Hühnerauge, dessen vorderer Teil in die Ornithologie, dessen rückwärtiger Teil jedoch in die Ophthalmologie hineinragt, ist vor Meinem epochemachenden und die Denkrichtung des Jahrhunderts diametral ordnenden Auftreten zwar häufig zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht worden, in seiner Totalität aber ist bis zum Erscheinen der ersten Auflage dieses in seiner Sinnfältigkeit zwar dicken, im Verhältnis zu seinem übermenschlichen Gedankeninhalt aber dünnen Buches Abschließendes über Wesen, täuschende Erscheinungsform und ehrenhafte Ding-an-sich-lichkeit dieses

merkwürdigen Organismus nicht niedergeschrieben worden. Von den erbärmlichen Tröpfen, welche vor Mir die fetten Euter der mageren Kuh Philosophie gemelkt haben, ist nicht viel zu holen. Der platte Plato existiert für Mich nicht, denn er trug Sandalen und gelangte somit selbst in seinen reiferen Arbeiten nicht einmal zum klaren Bewußtsein des physischen Hühnerauges, um wie viel weniger zum Unbewußtsein des metaphysischen. Das antike Heidentum mußte erst nach langer Selbstzersetzung in und durch sich zusammenbrechen, bevor auch nur das bewußte Hühnerauge, als natürliche Folge der in den schlechten und billigen Erzeugnissen germanischer Schuhmacher leichtsinnig unternommenen Völkerwanderung, in einer für philosophische Zwecke nutzbaren Allgemeinheit auftreten konnte.

So herrschte im Mittelalter lange das physische Hühnerauge vor, bis der große Cartesius den einzigen Einfall hatte, die moderne Dialektik dadurch zu begründen, daß er das Selbstbewußtsein von dem schmerzlichen Gefühl der eigenen Hühneraugen herleitete. So wird sein berühmter Satz: „Cogito ergo sum“ d. h. „Ich spür's, also bin ich!“ erst verständlich. Auf dieser Grundlage durfte Spinoza weiter bauen, der durch sein glücklich umschreibendes Wort „Pantheismus“ den großen Gedanken des unbe-

wußten Allhühnerauges wesentlich förderte. Der wahre, wenn auch unbewußte Schöpfer Meiner Idee ist allerdings der seltsame Kant, der das unbewußte Hühnerauge ganz wohl als den hinter der Erfahrungswelt lauernden Urgrund der Dinge erkannte, es dafür in seiner bekannten Feigheit jedoch nicht exoterisch auszurufen wagte. Er nannte in seinem lächerlichen Jargon das unbewußte Hühnerauge das „Ding an sich". Zur näheren Erklärung müssen wir den sich in den Redewendungen der gewöhnlichen Sprache offenbarenden Sprachgeist zu Hilfe nehmen. Der Arme z. B., der nach einem Bade mit metaphysisch-schmerzhaft zuckendem Antlitz vor einem messerbewaffneten Heilkundigen sitzt, pflegt instinktiv nicht direkt von seinem Hühnerauge zu sprechen, sondern sagt: „Das Ding thut verd .... weh!" Mit „Ding" meint er also Hühnerauge, q. e. d. Wenn Kant jedoch dieser Bezeichnung die Worte „an sich" hinzufügt, so beweist er damit, daß er noch zu viel „an sich" selbst denkt, daß er noch, zu sehr vom Schleier der Maja bedeckt, in der Nacht des gemeinen Individualismus gefangen ist. Auf Kant aber folgte Ich. Die scheinbar dazwischen liegenden Charlatane: Fichte, Schelling und Hegel hat bereits ein gewisser Dr. Schopenhauer totgeschlagen, den Ich nur deshalb erwähne, weil er boshaft genug

war, die schönsten Stellen aus Meinem Hauptwerke fünfzig Jahre vor dessen Erscheinen vorauszuschreiben. Und nun zu Mir.

I. Physik.

Gegeben ist ein physisches Hühnerauge. Daraus muß Ich, Meinem Versprechen gemäß, das Elend des Weltganzen ableiten. Sehen Sie, Meine Herren, das ist ganz einfach, ohne jede Vorbereitung. Zuerst schaffe Ich das physische Hühnerauge mittels Meiner höheren Mathematik aus der Welt. Geben Sie mal acht. Die Welt ist unendlich (∞) mal größer als ein Hühnerauge (A). Nehmen wir nun die Welt als Einheit (1) und fragen wir: Wie groß ist ein Hühnerauge? so lautet die Antwort:

$$A = \frac{1}{\infty} = 0.$$

In Worten ausgedrückt: ein Hühnerauge ist gleich der Einheit, geteilt durch unendlich, gleich Null. D. h. ein Hühnerauge ist gar nicht vorhanden — was zu beweisen war.

Wenn aber das Nichtsein des Hühnerauges das einzig Seiende ist, so muß auch das scheinbare Sein des physischen Hühnerauges seine Erklärung finden. Das physische Hühnerauge ist jedoch nichts anderes,

als das körperliche Organ des Uebersinnlichen, es ist das Traumorgan, welches an der Schwelle zwischen der Welt der Erscheinungen und der jenseitigen Welt steht. So führt schon das physische Hühnerauge geraden Weges in die Metaphysik hinein.

II. Metaphysik.

Das Hühnerauge vermittelt Ahnungen. Bekanntlich gibt es Menschen, denen diese feinbesaiteten Organe jede Veränderung der Temperatur genau anzeigen. Ein berühmter Reisender, der Mönch Hausen, erzählt von einem Matrosen, dessen Fußorgane so ausgebildet waren, daß sein Schiff anstatt nach dem Kompaß, nach seinen lokalen Empfindungen gesteuert wurde. Wie sind solche Erscheinungen zu erklären?

Dadurch, daß die metaphysische Welt, welche Kant so schüchtern als das Ding an sich bezeichnet, welche Mein Abschreiber, Dr. Schopenhauer, kühnlich als den unbewußten Willen hingestellt hat, in der That nichts anderes ist, als das zu sich selbst gekommene, seiner selbst gänzlich unbewußt gewordene, allgemeine, allmächtige, allwissende und allherrschende unbewußte Hühnerauge.

Von dem Lichte dieses Meines epochemachenden

Axioms bestrahlt, gewinnt die Welt ein neues Ansehen. Wir betrachten noch einmal genauer das physische Hühnerauge und bemerken nun, daß es kein Ende nimmt. Ohne Wurzel, ohne äußeren Zusammenhang verwächst es mit dem menschlichen Organismus zu Eins. Es glitzert und strahlt Gedanken aus. Wir erkennen es wieder in allen seinen Gestalten. Die hornigen Haare, die harten Knochen, die Stoßzähne der Elefanten, die kieshaltigen Halme, die Steine der Früchte, die Kryställe, die Felsen der Erde, die Kerne der Kometen, alles, alles — es ist klar wie der Tag, es sind: — Hühneraugen der Natur.

Und so erkennen wir auf diesem erhabenen Standpunkte, daß die gesamte Welt an sich nur ein gemeinsames Hühnerauge ist, daß demnach ein jeder Schritt, den wir auf irgend einem Punkte der Erde machen, zugleich ein schmerzhafter Tritt auf ein Atom des Allhühnerauges ist, daß wir somit mit jedem Schritte uns selber auf unser eigenes unbewußtes Hühnerauge treten, daß sonach jeder unserer Schritte uns selber unbewußt Schmerzen verursacht, daß endlich der sogenannte Weltschmerz nichts ist, als das ewige Gemeingefühl des an unzähligen Stellen ewig von sich selbst getretenen, gestoßenen, gepufften und gezwackten unbewußten Allhühnerauges.

Dieses Allhühnerauge war immer und wird immer sein. Es ist unsterblich. Es will die größten Thaten und denkt die größten Gedanken. Es umfaßt die gesamte Welt. Wir alle bilden seine Teile, wenn wir uns dessen auch niemals bewußt werden. Ich aber, der Hoheprieſter dieses Mysteriums, habe Momente, in denen Ich Mich mit stolzer Freude in dunkler Ahnung Eins gefühlt habe mit dem All, Mich als ein Teil gefühlt habe des heiligen Allhühnerauges.

III. Aesthetik.

Meine Philosophie erklärt alles. Es läßt sich also aus ihr auch die einzige wahrhaft systematische Aesthetik ableiten.

Ich gebe hier nur einzelne Gedankenblitze. Meine Nachfolger mögen aus den Quadern meiner Aphorismen den hochgewölbten Bau einer Aesthetik vollends herstellen. —

Die gesamte Architektur ist ein Plagiat auf das physische Hühnerauge. Wie dieses teils in horizontalen Lagerungen aufwächst, teils sich türmend zur Höhe emporstreckt, so entwickelt sich auch die Geschichte der Architektur. Die horizontalen, vertikal sich verjüngenden Lagen deuten auf griechische Baukunst

und die treulich kopierten Glieder ihrer Architraven; die kuppelige Wölbung des vollendeten physischen Hühnerauges war das Vorbild für die hohen Kuppelgewölbe der Renaissance, während die modifizierbaren Formen, welche das Traumorgan unter der harten Behandlung germanischer Stiefel anzunehmen pflegt, lebhaft an die krausen Formen der Gotik erinnern. —

In der Malerei gibt es zwei Richtungen: die realistische und die idealistische. Der Maler, welcher, ohne hinter den Schleier der Maja zu bringen, das physische Hühnerauge für wirklich hält und es darum festzuhalten sucht (z. B. Liebermann), ist ein Realist. Der Maler dagegen, welcher das physische Hühnerauge gar nicht sieht, sondern die Welt systematisch in ihrer Verschiedenheit stets als dieselbe Erscheinungsform des Hühnerauges auffaßt, ist ein Idealist (z. B. Thumann).

Die Musik ist nicht eine Kunst wie die anderen, sondern sie ist nichts anderes, als Meine Philosophie noch einmal. Die Zukunft wird Mich verstehen. Einstweilen nur die Anmerkung, daß aus der wahren Musik der Weltschmerz, d. h. das unendliche Weh eines von sich selbst getretenen Hühnerauges heraustönen muß.

IV. Ethik.

Das allgewaltige Elend, das sich in der wahren Musik ausspricht, führt uns zu der Ethik, dem Gipfel Meiner Philosophie.

Ich könnte Bücher darüber schreiben, wie weh und leid die Welt sich und Mir thut. Der Schmerz der physischen Hühneraugen, unendlich gesteigert bis zur Unermeßlichkeit des Allhühnerauges, das ist der Weltschmerz. Ein grauenhaftes Stechen, Bohren, Schneiden, Klemmen, Ziehen, Zerren, Stoßen, Drücken, Pressen, Drängen, Fressen, Brennen, Vergiften und Zermalmen: — das ist das menschliche Leben.

Das Unbewußte war ruchlos genug, dem Menschen drei Illusionen mit auf die Lebensbahn zu geben, die ihn über sein Elend zu täuschen versuchen.

Die erste Illusion heißt: Pantoffel. Wie erbärmlich, wie nichtig. Gegen 23 Stunden der Qual vielleicht 1 Stunde Ruhe.

Die zweite Illusion heißt: Pflaster. Es ist lächerlich, sich von dieser Täuschung gefangen nehmen zu lassen. Es ist nur eine scheinbare Linderung, denn unter der schützenden und warmen Decke wächst das Traumorgan lustig weiter, bis es den Mantel von sich wirft und den Menschen mit der ganzen Gräßlichkeit seiner nackten Gestalt angrinst.

Die dritte Illusion dauert am längsten, aber auch sie ist leer. Es ist die Illusion, daß der Mensch dem Elende dieser Erde durch den Selbstmord entgehen, daß der Operateur ihn erlösen könne. Aber der Selbstmord stößt den Menschen nur noch tiefer in den Pfuhl des Individualismus hinein und so ist auch der Hühneraugenoperateur ein falscher Prophet, der das Weltelend nicht zu lindern vermag. Denn das Allhühnerauge ist, wie Ich bewiesen habe, unsterblich und — was noch schlimmer — das physische Hühnerauge — wächst nach.

Paul Heyse.

Vom Erbe Goethes, den vollen Tonnen,
Hat er ein hübsches Legat gewonnen.

Ein verwickeltes Gelübde.

Moralische Novelle.

Tiefblau wölbte sich der italienische Himmel in schwungvollen Linien über der Piazza der Gendarmen, als ich, ein geistreich träumerischer bambino von kaum fünf Jahren, am Arm meiner hochgebildeten Tante die Via dei Mori entlang wandelte.

Eben da ich meine Lippen öffnete, um meine Tante durch einige Verse meines jüngsten Liebesliedes wohlwollend zu erfreuen, trat ein Mann uns entgegen — maledetto!

Er war's, mein alter Freund, der rotbärtige Rabbiner, den wir Nachgeborenen mit sinniger Wahl behaglich Barbarossa nannten. Die Nachmittagssonne spielte mit dunkelvioletten Strahlen um seinen grünlichen Hut, unter welchem das gelbliche Antlitz

bedeutend hervortrat; und mitteninne sein brandroter Bart. Ein Bild, wie es nur Tiziano zu malen verstanden hätte.

Er war ein seltsamer Kauz, mein Freund Barbarossa. Trotz des großen Altersunterschiedes — er war weit über fünfzig — hing er mit großer Verehrung an mir, dem so viel Jüngeren. Ich weiß kaum noch, welche unter meinen Geistesgaben ihn so leidenschaftlich an mich fesselte. Freilich, ich kannte die Weiber, welche für ihn, den reifen Mann, noch immer ein Rätsel waren. „Amico", pflegte ich lachend zu rufen, „Amico, alle Weiber sind gleich viel wert. Ob klug oder einfältig, ob gefällig oder mißgestaltet, ob keusch oder dirnenhaft, aus jeder läßt sich nur eine Novelle machen." So war Barbarossa wohl den Jahren nach der Aeltere, wie wir aber das Leben nahmen, konnte ich ihn billig meinen Schüler in der Liebe nennen.

Barbarossa war nicht, was er schien. Er fühlte sich unglücklich in seinem Berufe. Er trieb darum die Rabbinerei nur an den Sonnabenden; das gesicherte Einkommen half ihm leichtlich über die Not des Daseins hinweg und gab ihm Muße, an den übrigen Tagen der Woche den Menschen in sich zum höheren Menschen, zu einem wahren Kinde der Welt, zu einem Bürger des Paradieses, zu einem modernen

Heiden zu entwickeln. Und so führte Barbarossa ein zwiefältiges Dasein. Sonnabends ein scheinbar fanatischer, in der That jedoch ironisch überlegener Rabbiner, warf er am Sonntag den aufgeputzten Flitter des Dogmenglaubens mit Rabbia von sich und, losgebunden von den übersinnlichen Forderungen des ewigen Himmels, ganz sinnlicher Mensch, ganz natürlicher Sohn der zeitlichen Erde stürzte er in seine — Schweineschlächterei, die er in heiligem Wahrheitsdrang neben der Synagoge gestiftet hatte. Hier, bei fröhlichem Schinkenschneiden, vergaß er, daß er am Sonnabend sein freies Menschentum um schnödes Salair zu verkaufen pflegte.

Es freute mich innig, dem anregenden Freunde zu begegnen, der nach dem schönen Italien gereist war, als eben die ersten weißen Zähne in meinem kirschroten Munde erfreulich und schalkhaft zu schimmern begannen.

„Corpo della Madonna," rief im reinsten Toskanisch der rote Rabbiner. „Du, Paolo? Come stai? Verliebt he?"

Ich warf einen vielsagenden Blick auf meine Begleiterin, die, von der Frivolität des Freundes empfindlich getroffen, leise zusammengefahren war.

„Ah bah, Carissima!" rief Barbarossa, ohne zu erröten. „Was ich erzähle, kann die sittenstrengste

Operettensängerin ohne Anstand hören. Ich komme ja doch nie über den schlechten Willen hinaus. Da ist mir auf der letzten Reise wieder was passiert — die reine Novelle. Höre, Paolo!

Kaum in Marimira angekommen, entdeckte ich am Fenster der einzigen osteria die schönste ragazza. Du weißt, so äußerlich verstehe ich mich vortrefflich auf Frauen, das Herz freilich deinem feineren Kennerblick überlassend. Lotta — so hieß sie — war so schön, daß ich bei ihrem Anblick sofort schwergereimte Ottaverime zu schmieden begann:

„Viel hundert Stanzen singt mein trunknes Hirn.
Nimmst du mich auf in deiner stillen stanza."
So rief ich und mir schien auf dieser Stirn
Just nicht zu stehn: Lasciate ogni speranza!
Sie brachte Wein, rot, feurig, süß und firn,
Und als sie mich vom Weine übermannt sah,
Schrieb sie den conto auf, ich zahlte pronto,
Und für die mancia gab sie mir racconto.

Sie war modello jeglichem pittore,
Für wenig scudi lieh sie ihre guancia,
Und mancher überglückliche scultore
Kopiert' in Marmor ihre keusche pancia.
Modell von ihrer Zehe bis zum Ohre
War sie allein unbrauchbar für die Landscha(ft),
Wenn auch ihr occhio glich der hellen luna,
Die widerstrahlend blitzt aus der laguna.

Sie war — um deutlicher zu reden — ein gesuchtes Malermodell. Ihr Bruder aber war ein verteufelter bandito, der auf der Strecke zwischen Marimira und Miramari in den Bergen hauste, alle Eisenbahnzüge mit eiserner Faust zum Stehen brachte, die Postillone niederschoß, die Pferde ausspannte und die Reisenden über seine edle Klinge springen ließ. Er war bekannt unter dem Namen Rinaldo.

Rinaldo hatte so viel Morde auf seinem einzigen Gewissen, daß Lotta mit Recht für sein Seelenheil besorgt sein durfte. Und da es nicht anging, bei seinen Lebzeiten Messen für ihn lesen zu lassen, ihm dieselben aber nach seinem Tode doch nicht mehr geholfen hätten, so beschloß die gutherzige Lotta, alle ihre diesseitigen Lebensfreuden für das jenseitige Glück ihres Bruders zu opfern. Sie gelobte demnach der Mutter Gottes, ihre Tage von jetzt ab in jungfräulichem Stande zu verbringen. Bei Ablegung ihres Gelübdes hatte Lotta deutlich über sich niesen gehört. Maria hatte also ihr Gelübde angenommen.

Nun ereignete es sich aber, daß der vortreffliche Maler Farrinino ein wüstes Gemälde ausgestellt hatte, auf welchem die schöne Lotta in der kleidsamen Tracht zu sehen war, welche die karge Stiefmutter Natur den prüdesten ebenso wie den wildesten Menschen auf den Lebensweg mitzugeben pflegt. Als das

Gerade hierüber bis in die Felsen Rinaldo's drang, brach der kühne brigante hervor, nahm den Maler gefangen und zwang ihn mit dem Schwure, ihn andernfalls töten zu wollen, zu dem eidlichen Versprechen, die bloßgestellte Lotta zu heiraten.

Wenn Lotta nun in ihrem jungfräulichen Stande beharrte, brach sie die beiden Gelübde ihres Bruders und ihres unverhofften Bräutigams; nahm sie den Maler aber zum Gatten, so brach sie ihren eigenen Schwur. Corpo di Bacco, da war guter Rat teuer.

Noch an demselben Abend sollte zufällig die Hochzeit im Beisein des bandito und seiner Bande gefeiert werden. Farrinino hatte sich inzwischen zu allem Unglück sterblich in sein Modell verliebt und brütete darüber, wie er ihre Bedenken hinwegräumen konnte. Ich schaute geruhig aus dem Fenster, um den Anblick der in malerischen Gruppen heransprengenden Räuberbande voll in mich aufzunehmen.

Als der brigante nahe genug herangekommen war, zog Farrinino sein sauber geschliffenes Stilett hervor und schoß es dem Schwager lautlos durch die Brust. In schöner Pose, wie die Griechen ihre sterbenden Helden bildeten, fiel Rinaldo tot zu Boden.

Lotta trat wehmütig lächelnd zu der Leiche ihres Bruders. Mit der natürlichen Bildung einer

echten Italienerin äußerte sie ihr menschliches Weh tiefer durch anmutig plastische Bewegungen als durch mißtönende Laute. Mit einem Blicke stillen Vorwurfs schaute sie zu dem Mörder und Bräutigam auf. Dieser aber sprach: Anima mia, nun bist du deines Gelübdes ledig. Dein Bruder starb zwar in der Sünden Fülle, doch ging er wohl zum Himmel ein, da du annoch dein Gelübde hieltest. Jetzo aber Madonna, jetzo reiche mir die Hand, weil ja deinem Bruder nichts mehr geschehen kann.

Sie aber sagte: Ich Aermste! Es scheint beschlossen, daß ich keine Ruhe finden soll auf Erden! Mit nichten ist mein Weg mir nun klarer vorgezeichnet. Wohl ist mein Herr Bruder nun glücklich im Himmel. Wenn ich aber seinen Mörder heirate, so wird er im Grabe keine Ruhe finden, — heirate ich dich aber nicht, so ist sein Blut umsonst geflossen und sein Tod bleibt ungerochen. So schwanke ich umher, gleich der Heldin einer Novelle.

Denn Lotta wußte gar wohl, daß Buridans Esel der Schutzpatron moderner Novellisten ist.

Als Farrinino aber ihrer Pflichtenkollision gewahr wurde, nahm er vor meinem Fenster Arsenik, legte sich in gefälliger Haltung vor seinem Taschenspiegel nieder und malte sich selbst bis zum letzten Seufzer als sterbenden Hannibal. Als er ganz tot

war, stieß Lotta ein gepreßtes Lächeln aus und verschwand im Hause. . . .

Gegen Mitternacht wurde ich aus einem unruhigen Schlummer geweckt. Lotta saß auf meinem Lager, gekleidet fast wie auf dem Bilde Farrinino's und klagte mir ihr Leid. Sie hätte nun weder Gelübde, noch Bruder, noch Bräutigam.

Mir war dieses Weib ein Rätsel. Hättest du sie verstanden, Paolo?"

Mit dieser Frage schloß Barbarossa seinen Bericht.

Auf meinen Lippen hatte sich ein übermütiges, ja, durch die Rücksicht auf die Tante gemildert, faunisches Lächeln niedergelassen. „Sie liebte dich wahrscheinlich, Barbarossa!" sagte ich nachdenklich.

Barbarossa fuhr auf, wie von der Tarantella gestochen. „I, Corpo della Madonna, dann thut es mir aber heute noch leid, daß . . ."

Ein norddeutscher Blick meiner Tante schnitt ihm den Rest ab.

Hans Hopfen.

Mit Talent und Ellenbogen
Taucht man auf aus Menschenwogen.

Das Löcherl im Schädel.

Ein Roman mit doppeltem Boden.

Jetzund fang' ich an.

Ich saß „beim grünen Schwanen" hinter dem vierschrötigen Tisch und vergunnte mir eins. Und wenn's auch 's zehnte Glas war, das kümmert euch 'nen Schmarrn.

Neben mir saß der rote Nazi, mein Busenfreund, wißt's, so ein Freund, von dem man lang pumpen kann, eh's aufhören thut zu gluckfen. Vorm Nazi, da sollt ihr eine Achtung haben. Aber schon so! Das ist ein Mann, der sein bißchen Sach' zu verwalten weiß, der seinen geraden Weg mit stapfenden Füßen geht und sich von einem Sacktüchel voll Raunzern und Thränen nicht beirren läßt, wie's das Weibervolk, ob Frau oder Geliebte, so manch ein

liebes Mal gern laufen läßt. Daß der rote Nazi genau ist und darauf sieht, daß andere Leute ihm sein Recht werden lassen, das ist schon wahr. Daß er aber einmal seinem jüngeren Bruder den Bauch jählings aufgeschnitten hat, weil derselbe 'nen Kreuzer Nazis geschluckt hatte und nicht rasch genug wieder herausgeben wollte, das ist eine schändliche Erfindung. Denn der Kreuzer zeigte sich tags drauf und so lange hatte der gute Nazi Geduld.

„A Bier!" rief allstunds mit herausforderndem Blick der rote Nazi, indem er gleichzeitig das zäheste Haar seines Schnurrbartes zwischen den Zähnen zermalmte.

„Da hast's", antwortete die schwarzaugete Kellnerin Schuhu und warf ihm das gefüllte Seidel mit dem rundlichen Zinndeckel so gut gezielt an den Kopf, daß sie ihm sofort ein tiefes Loch durch den Schädel schlug.

Dann warf sie sich ihm freilich an den Hals und erklärte ihm ihre Liebe in den gröbsten Ausdrücken. Er aber hatte das Bewußtsein verloren. Der Doktor kam, zuckte bedenklich die Achseln und ließ das Schlimmste erwarten; denn der rundliche Zinndeckel hatte sich den Weg durch die Hirnschale gebahnt und saß unter der Zirbeldrüse mitten im Gehirn fest.

„Nicht unbedenklich," brummte der cynische Arzt. Doch nach wenigen Minuten hatte er mit seinen storchschnabeligen Instrumenten den wohlbehaltenen Zinndeckel entfernt und galant der schönen Schuhu überreicht, welche schaudernd das Schädelloch betrachtete, das ihr wie eine Bierkellerthür unheimlich und glitschig entgegengähnte.

„Ein abscheuliches Loch!" sagte sie und schüttelte sich. Nach längerem Schütteln fuhr sie fort: „Mir ahnt, es ist ein schicksäliges Loch; sehn Sie nur hin, wie es größer und größer zu werden scheint, wie es die funkelnden Augen nach mir wetzt. Ja, liebster Freund, so ein Loch wird mich noch einst verschlingen."

„Wer hat Ihnen das verraten, geehrteste Freundin?" fragte ich betroffen; denn wie konnte sie wissen, daß sie mit ihren letzten Worten den sehnlichst erwarteten Schluß zu ihrer Geschichte geliefert hatte?

„Ich habe mir was ahnen lassen," antwortete die gute Seele.

Die eben erlebte Scene hatte meine gute Laune ein wenig getrübt. Ich verließ daher die Wirtsstube, um im nahen Walde einen Abendspaziergang und einige stimmungsvolle Verse zu machen. Nur wer mit Bleistift und Notizbuch in der Hand zur Welt kam, ist ein geborener Dichter.

Schon war ich daran, zwei hellrote Wolken über

einer herbstlichen Eiche mit einfachen aber guten Reimen abzuschreiben, als plötzlich Schuhu mir am Arme hing und sich mit ihrem weichen, molleten Körper gar zuthunlich zu mir anpreßte.

„Und Nazi?“ fragte ich, trotzdem ich in diesem Augenblicke nicht so viel an ihn dachte.

„Den hab' ich ins Irrenhaus bringen lassen, den Schandkerl,“ sagte Nazis Geliebte, indem sie mit zierlichem Finger ein Federchen von meinem Aermel ab- und fortblies. „Da sollen sie ihm sein sakerment-sches Gehirn wieder zusammen- und zurecht flicken. Komm, setz dich her ins Gras, mein lieber Freund. Ich will dir Schuhus Geschichte erzählen!“

Ich setzte mich ohne Widerstreben zu ihr. Ein wahrer Dichter bringt die größten Opfer, um hübsche Geschichten zu erfahren. Schuhu aber begann, während sie mit ihren kleinen Händen wehmütig in meinen Haaren zauste:

„Schuhu liebt, wie Sie sehen, den roten Nazi so abgöttisch, daß er ihr Um und Auf, ja sogar ihr Schatz ist. Schuhu war bis vor kurzem eine berühmte Sängerin. Sie werden wissen, mein lieber Freund, daß einer Sängerin nichts so schwer fällt, als nicht zu singen. Trotzdem trottelte ich hinter dem roten Nazi drein, als er mich zwang, die Bühne zu verlassen, und hier in dem verdammten Dorfe Kellnerin

zu werden. Mein Schatz tyrannisierte mich entsetzlich. Er verbot mir jemals wieder zu singen, und wenn er mich nur einmal bei meinem melodischen Lachen ertappte, setzte es Hiebe. Wenn er lustig war, durfte ich keine nassen Augen kriegen, sonst gab er mir die Peitsche. Und wenn ihm was über die Leber kroch, prügelte er mich so lange, bis die Planken des Fußbodens von meinen Thränengüssen knöchelhoch schwammen. Sie kennen ja solche Männer, liebster Freund.

„Na, ich hätte ja nichts dagegen gehabt. Prügel wecken die Seele des Weibes. Man kann ja auch als Kellnerin die Herzen der edelsten Dichter fesseln. Aber die Tyrannei Nazis ging immer weiter. Ich durfte mit den Gästen nicht einmal mehr reden. Selbst mein Tritt war dem Lumpen noch zu wohlklingend. Er zwang mich, in unförmlichen Pantoffeln einherzuwatscheln, damit sich nur ja niemand in meine Knöchel verlieben könnte. Aber am Ende schwoll mir doch der Kamm. Zwei Jahre lang hab' ich mich von ihm martern lassen, nie haben Sie gesehen, wie ich ihm ein G'selchtes drum und drauf gehauen hab'. Jetzt geh' ich in die weite Welt und komme nicht wieder. Wollen Sie mitkommen, lieber Freund?"

Ich konnte gerade nicht mitkommen und sagte

ihr darum: Pfiart di Gohd. Sie drückte mir in der Eile einen so heftigen Kuß auf die Lippen, daß ich umfiel, und weg war sie. Ein gelbrotes Kopftüchlein bezeichnete die Stelle, wo sie gesessen hatte. Das Tüchlein war groß und tauglich. Aber nicht fern von einem der vier Zipfel klaffte ein entsetzliches Loch, aus welchem mir jetzt mit eins die hübsche tragische Zukunft Schuhus vielversprechend entgegengucke. Wie Schopenhauers ungeheures Nirwana, bereit mit seinem Großmaul alles Lebendige zu verschlingen, erschien mir nach kurzem Zuschauen das Tuchlöcherl, das ursprünglich nur ein ganz winziges Nirwanerl gewesen war.

Einige Monate später, als ich daran dachte, mein Freunderl, den roten Nazi im Narrenturm aufzusuchen, erfuhr ich, daß er als ein Geheilter entlassen worden sei. Ich ärgerte mich nicht wenig, denn ich brauchte gerade einige Irrenstudien und mußte mich jetzt an meinen Wirtshausnachbar halten, einen jungen Mediziner Namens Lachsel. Wir waren sehr gut miteinander. Er hatte mich gern, und mir gefielen seine guten Einfälle. Ferner hatte er mich gern und ich erfuhr von ihm manches Wissenswerte. Ich wußte, daß Lachsel sich für Gehirnkrankheiten interessierte, er war darum meine Spezialität für diese Art von Spektakeln.

Lachsel erzählte mir mit Thränen in den Augen den merkwürdigen Verlauf von Nazis Zinndeckelgehirnentzündung. Ich notierte alles. Man hatte leider den Nazi als geheilt entlassen, und keiner von den Kerlen hatte sich darum gekümmert, wohin der Irrsinnige sich gewandt hätte. War das eine Wirtschaft! Seit wann läßt man denn solche Menschen unbeachtet herumlaufen? Und dann — meine Erzählung! Wo blieb der Schluß? Irrenhäuser und ähnliche Anstalten sind dazu da, den Novellisten ergreifende Endlein zu liefern, und nicht dazu, die Leute geheilt zu entlassen. Aber heraus muß ich aus der Patsche, in welche mich meine Vertrauensseligkeit hineingeritten hat. Also in Gottes Namen: erst meine sogenannte gewagte Scene, dann der Schluß.

Also: Seit Monaten verfolgte der rote Nazi unabläßig die Spuren seiner Schuhu. Noch einmal wollte er sie umarmen und dann töten. Endlich in Berlin holte er sie ein. Sie sang an diesem Abend in dem großen „Familien-Theater" ihre berühmteste Rolle, „das Schlunkerl" in der klassischen Oper „Die Janitscharen". Eben flogen ihr ungezählte Blumensträuße an den Kopf, eben erzitterte die ganze Bude vor Applaus, als der rote Nazi wie ein Rasender durch die Zuschauermenge der Bühne

entgegeneilte. Hunderte von Rippenstößen hielten ihn nicht auf. Viele Herren zerbrachen ihre Operngläser an seinem kaum geheilten Schädel, andere schlugen mit den Fäusten auf ihn los, doch seine Begehrlichkeit nach Luft und Rache steigerte sich von Schritt zu Schritt. Jetzt stand er an der Barriere des Orchesters, aber im ersten Anprall riß er sie nieder, und während die Fiedeln, Posaunen, Baßgeigen und Trommelschlägel der Musiker auf ihn niederhagelten, schwang er sich keck auf die Bühne hinauf.

Hier stand Schuhu starr vor Entsetzen. Schon glaubte sie sich verloren, schon hatte sich der rasende Nazi auf sie gestürzt und sie wie ein Auerochse zu Boden geworfen, schon umschlang er sie mit eisernen Armen, — da bumberte es entsetzlich, die Erde bebte, that sich zu einem entsetzlichen Loche auf, in welches Schuhu mit dem Rufe hineinfiel: „Jetzt hast du das Nachsehen!"

Der rote Nazi setzte ihr einen schönen Grabstein an der Stelle, wo sie verschwunden war.

War sie wirklich verschwunden? Ein Weltumsegler, der mir mitunter brauchbare Sächelchen mitzuteilen weiß, erzählte uns einige Jahre später, bei den Antipoden sei zu der Zeit meiner Erzählung ein schönes junges Weib aus einem Erdenloch herausgekommen und habe mit Bierschank und Singen eine

Wirtschaft eingerichtet. Sie habe Schuhu geheißen. Auch andere Merkmale paßten auf Schuhu. So hatte sie dem Weltumsegler bei seiner zudringlichen Annäherung eine mächtige Ohrfeige versetzt und ihn im reinsten Münchener Dialekt 'nausgefeuert. Wir Freunde wurden nachdenklich bei dieser Nachricht.

Der rote Nazi meinte, man sollte ihn mit der dummen Liebelei endlich in Ruh' lassen. Das wäre noch besser, wenn jedes Frauenzimmer, mit dem man sich abgegeben habe, einen späterhin noch was anginge.

Ich meinte: „Des Schicksals Wege auf Erden sind mindestens ebenso wunderbar, wie Taschenspielerkunststücke. Ein doppelter Boden ist also das geringste, was man für eine gute Erzählung thun muß."

Lachsel meinte: „Mboh!"

Victor Hugo.

Wer zufällig selber Franzos ist,
Merkt kaum, wie der Kerl so kurios ist.

„1815."

Ein historischer Roman.

Vorwort.

Als es den ersten Franken gab, da hatte Gott die Welt erschaffen. Die Weltgeschichte ist die Geschichte Frankreichs. Sie ist drei Jahre alt. Das erste Jahr hieß 799; Karl, der der Große genannt wird, weil er ein Franzose war, setzte sich die Krone auf; keine Krone, ein Schwert; kein Schwert, eine Wage. Er setzte sich eine Wage auf. Nach ihm kam nichts. Das Nichts nannte sich die „Karolinger". Das zweite Jahr war 1678. Es gibt einen Berg, der Chimborasso heißt. Das Jahr 1678 heißt der Friede von Nimwegen. Darauf kam wieder nichts, weniger als nichts: es kam Ludwig der XV., es kam die Pompadour, es kam Roßbach. Das erste Jahr

nach 1678 war 1793. 1793 ist kein Jahr, es ist eine Person; es ist keine Person, es ist eine Idee; es ist keine Idee, es ist ein Purgativ. Nach dem Purgativ kam das Elend, nach dem Tage kam die Nacht, nach dem Essen kam die Zeche, nach 1793 kam 1815.

Was ist 1815? 1815 ist Blücher, ist Preußen, ist das Ende der Welt, ist der Verrat, ist der Schmerz, ist der Wahnsinn. 1815 bist du, 1815 bin ich.

1815.

Erstes Buch: Der Mann.

Er hatte einen kleinen Hut auf, darum war er der Kaiser.

Er war ein Dämon.

Er hatte einen Bleistift, das war sein feuriges Schwert.

Er hatte keinen Schnurrbart, das waren seine Brauen.

Er war gelb, wenn er siegte, er war grün, wenn er unterlag.

Man konnte heute seine Farbe noch nicht wahrnehmen, denn die Sonne war noch nicht aufgegangen. Sie wollte diesem Tag nicht leuchten. Sie wollte nicht, sie ist eine Französin. Sie ist warm.

Endlich ging sie doch auf. Es war der 18. Juni 1815.

Napoleon war grün.
Er schaute in den Spiegel und sagte: „Bah!"
Er nahm seine ganze Kraft zusammen und drückte.
Er wurde gelb.
Er lächelte.
Napoleon war wieder Bonaparte geworden.
Bonaparte?
?
!
— —

Zweites Buch: Der Sandwurm.

Wir nennen es Wissenschaft und es steht höher als der Blödsinn. Und wir nennen es Poesie und es steht höher als die Wissenschaft. Und wir nennen es höheren Blödsinn und es steht über der Poesie.

Der höhere Blödsinn ist das Größte.

Der Sandwurm ist höherer Blödsinn.

Der Sandwurm ist groß.

Die Pyramiden sind groß, die Peterskirche ist groß, Paris ist groß. Lassen wir den Gelehrten das Wort.

Der Sandwurm wird bis 1375 Meter lang und hat eine Dicke von 7,35 Metern. Er bohrt sich durch die härteste Erde hindurch mit einer Geschwindigkeit von 6 Kilometern in der Minute. Die Röhren, die

er bohrt, sind ebenso dick, wie er selbst ist. Die Gelehrten behaupten, er müsse sie so dick bohren, weil er sonst nicht hindurch könnte. Achtung vor der Wissenschaft!

Der Sandwurm und Bonaparte haßten einander. In Aegypten hatte ihm der erste Konsul einmal auf den Schwanz getreten.

Der Sandwurm zuckte und schwieg, er wartete.

Der erste Konsul bat nicht um Entschuldigung.

Man soll einen Sandwurm immer höflich um Entschuldigung bitten, wenn man ihm unversehens auf den Schwanz getreten hat.

Auch der Sandwurm ist ein Mensch.

Wir sind alle Brüder.

Der Sandwurm haßte den ersten Konsul und er verzieh dem Kaiser nicht. Er verwandelte sich, um seinem Feinde zu schaden.

Die Hitze in Afrika war der Sandwurm, der Frost in Rußland war der Sandwurm. Noch vieles war der Sandwurm.

Drittes Buch: Der Gamin.

Blücher schritt über den Rhein und berührte den Boden Frankreichs. Er war der Stiefel, der uns trat, der Rhein war sein Stiefelknecht.

Blücher sagte „Ah" und hatte Grund dazu.

Er hatte Berlin verlassen, wo es nur Lehmhütten gibt, und er erblickte Paläste. Ihn hungerte, wir tränkten ihn. Er war in Tierfelle gekleidet, wir schickten ihm einen Schneider. Er war Attila, wir waren Rom. Er war Vulkan, wir waren Venus.

Blücher sagte: „Ich oder du." Bonaparte sagte: „Du oder ich." Frankreich sagte: „Einer von euch beiden." Das Universum sagte: „Einer von ihnen."

Ja.

Vor dem Heerführer der Hunnen stand ein Jüngling. Der Hunne war alt, häßlich, widerlich, grauenerregend, brr — der Jüngling war schön, anmutig, herrlich, ach!

Blücher sprach: „Was ist das für ein großer schwarzer Klecks hier zu meinen Füßen?"

Der Jüngling: „Das ist der Mittelpunkt der Welt."

„Du bist ein Weiser?"

„Ich bin ein Straßenjunge."

„Du bist ein Athener?"

„Ich bin ein Pariser."

Attila hörte das Wort „Pariser". Das war genug. Er entfloh bis in die Mitte der Wüste, aus der er gekommen. Die Flucht war so eilig, daß er vergaß, seine Gefangenen zurückzulassen. Auch der Gamin wurde gefangen gehalten.

Paris ist das Herz der Welt. Der Gamin ist die Seele von Paris. Also wohnt die Seele im Herzen; denn der Gamin wohnt in Paris. Wie lange hat man über den Sitz der Seele gestritten. Und es war doch so einfach.

Als der Hunne sich auf das Bärenfell seiner Höhle niederlegen wollte, hörte man ein furchtbares Schnauben.

Es war schrecklich, wenn Bonaparte Zorn schnaubte, es war schrecklich, wenn Blücher sich schnaubte, aber dieses Schnauben kam vom Sandwurm, der bohrte.

Blücher zuckte mit den Achseln. So gleichgültig zuckte kaum Nero, als man ihn fragte, ob Rom oder die Christen schöner brannten.

Da rief jemand: „Der Sandwurm bohrt sich zum Kaiser durch."

Der Jemand war der Gamin.

Der Pariser Gamin ist geistreich wie ich, edel wie der Löwe in der Freiheit, dankbar wie der Löwe des Androclus, kenntnisreich wie der Löwe des heiligen Markus, wild wie der Löwe im Kerker, großmütig wie der Löwe in der Fabel, tapfer wie der Löwe überhaupt.

Aber er hat einen liebenswürdigen Fehler. Er ist leichtsinnig.

Der Gamin, der vor Blücher stand, hatte seinen Kaiser verraten.

Blücher war schwerfällig von Begriffen, aber listig wie ein Indianer auf dem Kriegspfad.

Er ließ seine Armee durch die Röhre marschieren, welche der Sandwurm 7,35 Meter breit bohrte. Sie marschierte bloßfüßig. Man wollte jedes Geräusch vermeiden. Auch kannte der Preuße den Gebrauch der Strümpfe nicht.

Nach 6 Stunden 17 Minuten war die ganze Armee unter dem Schlachtfeld von Waterloo angelangt.

Der Sandwurm schöpfte Atem.

Blücher hielt den Atem an sich.

Dann schickte der Sandwurm sich an, den letzten Teil seiner Aufgabe zu erfüllen.

Das Schicksal hatte den Sandwurm gegen Bonaparte, der Napoleon geworden war, ausgesandt.

Ja, ja, das Schicksal hat manchmal solche Würmer.

Viertes Buch: Waterloo.

Wellington war der Ochse; Bonaparte war der Berg. Der Ochse stand vor dem Berg und rührte sich nicht. Da winkte der Kaiser seiner Garde, dem Fleischerhund. Der Hund fletschte die Zähne und der Ochse wandte sich zur Flucht. Der Berg stürzte sich auf den Ochsen.

Da begann der Berg zu zittern.

Es erhob sich etwas und kroch heraus und lachte.

Es war der Sandwurm. Er schien zu sagen: „Waterloo.“ Das war sein Lachen.

Hinter dem Sandwurm kroch Blücher aus der Erde hervor. Er war rot. Wellington wurde gelb. Bonaparte grün.

Bonaparte wurde geschlagen. Frankreich schien besiegt. Die Sonne ging unter. Das Herz des Universums hörte zu schlagen auf.

Bonaparte hätte noch siegen können, wenn er seine Garden nach meinem Plane aufgestellt hätte. Aber Bonaparte hatte mich nicht, er hatte mich verloren. Ich bin der Kopf Frankreichs. Bonaparte war Frankreich. Ich war der Kopf Bonapartes. Er hatte seinen Kopf verloren.

Napoleon stand einsam.

Der Pariser Gamin kam vorüber gelaufen, unter jedem Arme eine eroberte Kanone. Er schwitzte. Jeder Schweißtropfen war Ehre. Er triefte von Ehre.

Der Kaiser rief ihn an: „Mein Braver!“ Und er heftete das Kreuz der Ehrenlegion an seine nackte Brust.

Der Gamin war in diesem Augenblicke groß.

Er wurde klein.

„Ich habe den Weg des Sandwurms an Blücher

verraten. Ohne mich hätte Frankreich die Schlacht von Waterloo nicht verloren. Laſſ' mich füſelieren, mein General."

Bonaparte machte eine Bewegung mit der Hand. Die Bewegung ſtrich ein Jahrtauſend aus der Welt, ſie ſtrich Blücher von der Landkarte, ſie ſtrich Wellington ins Meer, ſie ſtrich über das glatte Kinn des Kaiſers.

„Wer hat heute geſiegt? Wellington? Nein. Wellington iſt ein Zwerg. Blücher? Nein. Blücher iſt auch ein Zwerg. Der Sandwurm hat geſiegt. Der Sandwurm iſt das Fatum. Das Fatum iſt die Geſchichte. Die Geſchichte iſt Frankreich. Frankreich bin ich. Ich habe geſiegt."

Und der Kaiſer nahm vor ſich ſelbſt den kleinen Hut ab.

Den Hut? Nein.

Den Deckel. Napoleon war die Welt. Sein kleiner Hut war der Deckel der Welt, der kleine Hut war der Himmel.

1815 wurde der Welt ihr Himmel abgenommen.

Auf 1815 folgte 1870. Das war die Hölle. Die Hölle iſt ſtumm. Ich verſtumme.

Paul Lindau.

Willst du erfahren Nam' und Art:
Er war der Mann der Gegenwart.

Herrn von Schillers Gedichte erster Periode.

Ein ganz überflüssiger Brief.

Liebe Freundin!

Wäre ich ein Dichter wie die großen Leute: wie Homer, Molière und G. A. V. Schmidt-Sommerfeld, Leute das, die nur dann zum Papier zu greifen pflegten, wenn sie's drängte, so würde ich heute überhaupt nicht schreiben. „Der Gott in mir meldet sich nicht." Ich bin nicht aufgelegt, nenne ich das in meiner Prosa. Aber es ist lächerlich: Andere schreiben, wenn's ihnen Ernst ist. Ich muß mit bekanntem Vergnügen zur Feder greifen, wenn's Ihnen Spaß macht. Mir ist's immer schrecklich.

Enfin, Sie wollen etwas von mir lesen. Gut.

Aber was? 's ist bald gesagt „fürn Sechser Käse", aber welche Nummer und welchen Jahrgang? Was soll ich schreiben? Ich habe gerade heute so wenig Witz, wie eine Rede von Gneist. Und der weiß wenigstens so viel, daß er lang schnaken darf, ohne einen Einfall zu haben. Wenn unsereiner aber keinen Einfall hat, so ist das ein sehr trauriger Fall.

Hätte ich heute nur den kleinsten Gedanken, so würde ich ein Theaterstück daraus machen. Da mir aber nun einmal absolut gar nichts einfällt, so will ich mich mit einem sommerlichen Feuilleton begnügen. Dazu braucht's nicht viel.

Wir leben hier im Bade sehr gesellig, sogar junggesellig. Die Badegäste sind teils Christen, teils solche, die es werden wollen. Ich selbst bin, wie Sie ja wissen, liebste Freundin, stets Christ gewesen. Ich habe nie Saul geheißen, bevor ich Paul hieß.

Ich habe nie Landau geheißen, bevor ich Lindau hieß.

Am liebsten hätte ich den Aufenthalt doch, wie gesagt, dazu benutzt, ein Stück zu schreiben, das den Abend füllt. Das ist mir eine Kleinigkeit. Natürlich kümmere ich mich dabei nicht um den alten Aristoteles und seine Regeldetri. Dieser faule Kopf hat ja nicht einmal meinen Freund Molière gelesen.

Für alle Fälle mußte ich mich mit einem Bänd-

chen Gedichte versehen. Entweder ich schrieb ein Drama: dann brauchte ich sie für die Aktschlüsse. Oder ich ließ es beim Feuilleton bewenden: dann mußte ich mir ein Schlachtopfer versorgen.

Mein freundlicher Wirt hatte mir seine Bibliothek zur Verfügung gestellt. Ich fand da unter anderen Schmökern auch die Gedichte eines Herrn von Schiller. Je prends mon bien où je le trouve. Ich nahm das Bändchen an mich und lieh dem Besitzer dafür „Die fromme Helene" meines Freundes Wilhelm Busch. Wenn mein Wirt auch wirklich den Wert dieses klassischen Buches völlig begriffen haben sollte, so viel kann er nicht gelacht haben wie ich. Die Thränen stehen mir noch immer in den Augen.

Schon die Naivetät hatte für mich etwas Herzgewinnendes, mit der mein Dichter seine Gedichte nach seinen Perioden einteilt. Ich las nur die Gedichte erster Periode, weil ich mir von der größeren Jugend ein größeres Gaudium versprach. Es ist komisch, aber ich hatte mich nicht geirrt.

Es sind im ganzen fünfundzwanzig Gedichte. Das ist nicht viel. Wenn jemand überhaupt daran leidet, so wird er fünfundzwanzig Stück binnen einem Jahr bequem fertig bringen. Wenn aber Herr von Schiller zu diesen Gedichten nicht längere Zeit gebraucht hat, so wirft es ein eigentümliches Licht auf

seinen Charakter, daß er uns nicht weniger als „drei Bräuten" während dieser verhältnismäßig kurzen Zeit nennt. „An Minna" ist ein Gedicht betitelt. In „Die Blumen" heißt sie Nanny und mehrere Gedichte sind an Laura adressiert. Da keiner dieser Namen das Reimen wesentlich erleichtert, nehme ich an, das sie nicht erfunden sind. Mit Nanny unterhält Herr von Schiller ein sträfliches Verhältnis, trotzdem „aus ihren Blicken ihn der Mutter Spruch verbannt". Das möchte noch hingehen; die jungen Herren von Adel sind schon so. Nicht ganz zweifelsohne scheint er zu Minna zu stehen. Er hat ihr Schleifen und Federn geschenkt und für solche Kleinigkeiten verlangt er Treue von Minna,

„Die am Arme seichter Thoren
Blähend mit dem Fächer ficht"

Als ob es an diesen Blähungen nicht genug wäre, wünscht er ihr noch die Gesichtsrose an den Hals, indem er pathetisch ausruft:

„Dein Gesichtchen! . . Schäme dich!
Morgen ist sein Glanz erstorben:
Seine Rose blättert sich."

Einem Jüngling, der zu jungen Damen in solchen Ausdrücken spricht, wäre natürlich mein Salon verschlossen; unsere Lebensgewohnheiten sind eben ver-

schiedene. Die unmöglichste Person scheint aber seine Laura zu sein. Die ihr gewidmeten Strophen heißen: „Phantasie an Laura", „Entzückung an Laura", „Das Geheimnis der Reminiscenz an Laura", „Melancholie an Laura" und „Laura am Klavier". (Soll wohl nach der Analogie auch heißen: „Klavier an Laura".)

Ich begebe mich jedes Kommentars. Ich will nicht einmal zählen, wie oft in diesen fünf Gedichten das Wort „Wollust" richtig, und wie oft es falsch gebraucht wird. Ich will nicht neugierig sein, nicht fragen, wieso

„Schwesterliche Wollust mildert
Düstrer Schwermut Schauernacht", —

ich will mich nicht einmal darüber wundern, daß hinter Laura

„Die trunknen Fichten springen",

ich will jede Bemerkung darüber unterdrücken, daß

Seelenvolle Harmonien wimmeln
Ein wollüstig (schon wieder) Ungestüm,
Aus den Saiten wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim",

obgleich es mir neu ist, daß Seraphim noch immer geboren werden, und obgleich ich es nicht billigen kann, daß man die Neugebornen gleich wimmeln läßt.

Aber eins muß ich der Laura aufmutzen. Herr von Schiller, — vermutlich ist er Mediziner, — wagt es, ihr zu sagen:

„Glühst du, Laura? Schwillt die stolze Brust?
Lern' es, Mädchen, dieser Trank der Lust,
Dieser Kelch, woraus nur Gottheit düftet —
Laura — ist vergiftet.

Pfui, sag' ich und nochmals: Pfui!

Ebenso kühn wie im Inhalt ist mein Dichter in der Form. In „Melancholie an Laura", dem gereimtesten Gedichte der Welt, heißt es plötzlich:

„Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonnen sind ihm aufgedämmert!"

Ich will nicht untersuchen, was der Jüngling, wenn gelohnet, so zu wimmern hat. Aber man achte auf die Kühnheit des Reimes: wimmert, aufgedämmert!

Hätte mein Freund Richard Wagner dieses Gedicht gemacht, er hätte ganz banal gereimt:

„Je, dem Jüngling, der belohnet wämmert,
Sonnen sind ihm aufgedämmert!" . . .

oder:

„Je, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonnen sind ihm aufgedimmert!"

Herr von Schiller braucht das nicht, bei ihm reimt sich dämmern auf wimmern.

Unser Dichter verleugnet den Mediziner niemals. In der furchtbar schönen Dichtung „Eine Leichenphantasie“ zeigt er uns einen „vom eisernen Geschicke geneckten“ Vater an der Leiche des Sohnes.

„Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich.“

Ich gestehe, daß ich beim Lesen einiges Mitleid mit dem alten Herrn empfand, dem bei lebendigem Leibe nasse Schauer durch sein gramgeschmolzenes Gerippe schauern. Als ich aber weiter las und bemerkte, daß der Sohn seinen Tod durch grenzenlosen Leichtsinn selbst verschuldet hatte, sagte ich mir, daß der Alte ihn beizeiten hätte warnen sollen. Hören Sie!

„Mild, wie unweht von Elysiumslüften,
Wie aus Auroras Umarmung geschlüpft,
Himmlisch umgürtet mit rosigen Düften
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,

Flog er einher auf den lachenden Wiesen
Nachgespiegelt von silberner Flut.
Wollustflammen (schon wieder) entsprühen den Küssen,
Zagten die Mädchen in liebende Glut.

Was soll das heißen? Nun, der Jüngling liebte sehr stark (die Mädchen) und gönnte sich trotzdem nicht die nötige Ruhe, da er frühmorgens (Aurora) auf feuchten Wiesen sich nasse Füße holte und zugleich die Frühnebel des nahen Flusses atmete. Sie sehen, liebste Freundin, in meiner Prosa verschwinden alle poetischen Flausen.

Sie begreifen, daß der Jüngling an chronischen Katarrhen litt. Trotzdem — vielleicht um sich zu stärken — war er ein eifriger Turner:

„Mutig sprang er im Gewühle der Menschen
Wie auf den Gebirgen ein jugendlich Reh" . . .

und Luftschiffer:

„Himmelauf flog er mit schweifenden Wünschen,
Hoch, wie der Adler, in wolkiger Höh'".

Kein Wunder, daß seine Gesundheit immer schwächer wurde. Ging er deshalb in sich? Bewahre! Herr von Schiller sagt ausdrücklich:

„Klagen entrückt er im Golde der Reben,
Schmerzen verhüpft er im wirbelnden Tanz!"

Ja, wenn man trotz katarrhalischer Fieber sich täglich einen Rausch trinkt, wenn man trotz der heftigsten Schmerzen wirbelnde Tänze aufführt, da kann man freilich nicht alt werden, da wird freilich das

gramgeschmolzene Gerippe des Vaters von eisernen Geschicken und von nassen Schauern geneckt.

Ich endige, denn es thut mir weh. Wie ich Verse sehe, muß ich lachen.

Ich hätte Ihnen gern noch Proben aus meines Dichters „Männerwürde" gegeben. Er zeigte sich darin ebenso schalkhaft als stolz. Doch sind die Verse selbst für Sie, die Sie bisweilen Cigaretten rauchen, zu starker Tobak. Er wiederholt in allen möglichen Tonarten, daß er ein Mann ist, und sucht diese glaubhafte Behauptung durch das Zeugnis aller möglichen Sinne zu beweisen.

„Ich bin ein Mann, das könnt ihr schon
An meiner Leier riechen."

Haben Sie schon einmal an einer Leier gerochen?

Ich auch nicht.

Ganz der Ihrige.

P. L.

E. Marlitt.

Märchen, wenn auch noch so schlecht gelogen,
Große Kinder bleiben ihm gewogen.

Das Geheimnis der ledernen Hose.

Der Schauplatz der folgenden Geschichte, meine geliebte kleine Leserin, ist ein reizendes Heim, in einem Städtchen, welches von lauter beschränkten aber unklugen Menschen bewohnt wird.

Der erste Strahl der Mutter Sonne trippelte eben durch das geöffnete Fensterlein in das trauliche Stübchen und setzte sich voll von der balsamischen Luft des grünen Maientags auf die Kinder des Frühlings, welche in einer köstlichen Vase aus Meißener Porzellan ihr ach! so frühes Grab fanden. Hinter den Lieblingen Floras saß die anmutige Jungfer Barbara. Tante Barbara wurde sie von aller Welt genannt, denn sie war fabelhaft alt. Sie lag eben ihrer süßen Pflicht ob, der blonden Portiuncula — Punkel wurde sie von der alten Mamsell geheißen

— die bitteren Erfahrungen ihres mimosenhaften Lebens zu überliefern.

„So wahr Gott lebt, ich bin eine Atheistin! Ich gehe sogar so weit, den Jesuitenorden mit einer Giftpflanze zu vergleichen. Doch vergiß nie, liebes Punkelchen, daß ein Weib ohne Religion ein Epheu ist ohne eine Eiche für seine Ranken. Und überhaupt — das Weib soll nicht länger die Sklavin des barbarischen Mannes sein, sie soll selbständig fühlen lernen, auf eigenen Füßen stehen und den harten Mann beherrschen. Darum, meine teure Punkel, mehr Wirtschaftsgeld! Auch wir haben Logik, auch wir haben Poesie, nämlich unsere eigene! Weißt du, was Liebe ist, mein Kind?"

„Ein süßer Kuchen, mit dem man Störche in das Netz lockt," antwortete Punkel. Sie war so fabelhaft unerfahren, das liebe Kind.

Tante Barbara versank in ihrem Stuhle in tiefes Sinnen. Mit trübem Lächeln blickte sie auf ihre eigene armselige Gestalt. Sie war nicht größer als ein zehnjähriges Kind und eine häßliche Ausbauchung entstellte die nach rückwärts gelegene, obere Partie ihres libellenhaften Körpers. In dieser entwürdigenden Hülle lebte sie schon viermal zwanzig Jahre und dennoch hoffte sie immer noch auf Gegenliebe. Freilich, der alte Fürst von Erbwall, der ihre einzige

und erste Jugendliebe gewesen war, ist nun lange tot. Nach ihm aber hatte sein Sohn geblüht, ebenso fabelhaft interessant wie sein Vater, und auch ihn hatte sie geliebt, so heiß, so innig. Und dann den Enkel! Und den Urenkel! Eine unbestimmte Ahnung ergriff ihr banges Herz jedesmal, wenn sie trunkenen Auges die lederne Hose des Stammes betrachtete.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wen die Tante Barbara heißer liebte, ob die von Erbwall oder deren erhabene Hose. Die Hose bedeutete für sie den Begriff des Eigentums. Wenn Punkel in ihrer holden Unschuld kein Verständnis für Geldfragen zeigte, so pflegte Tante Barbara sie durch einen ihrer wärmsten Leitartikel zu unterhalten und zu belehren.

„Eigentum ist Diebstahl, besonders wenn es groß ist. Und ein deutsches Mädchen, das nicht innige Sympathie empfindet mit den edlen Märtyrergestalten der Sozialisten, beweist einen Herzensmangel, wie die Blume, die nicht gern am Busen der Hand verwelkt, die sie gebrochen hat. Teilung alles Eigentums, welch ein großer Gedanke! Natürlich muß die Mitgift unangetastet bleiben und der Wäscheschrank! O süßes Punkelchen, über den Wäscheschrank kann man die Fragen der Menschheit vergessen. Und die lederne Hose ist ein ebenso heiliges Mysterium. Denn

sie gehört eigentlich in den Wäscheschrank, wenn sie auch von Leder ist!"

Auch heute wieder fragte Punkel nach dem Geheimnis der ledernen Hose. Tante Barbara aber verriet kein Wort. Warum sollte sie auch den ernsten Mann vernichten, der ihr so wert war?

Als Punkel die alte Dame verließ, um leicht wie eine Elfe in die zerbrochene Dachrinne zurückzukehren, welche sie mit ihrem kleinen Brüderchen bewohnte, hüpfte sie fröhlich unter den Riesen des Waldes, dessen befiederte Sänger ihr durcheinander ihre schönsten Morgen- und Abendlieder widmeten. Plötzlich stand ein schlanker Herr der Schöpfung neben ihr. Es war der regierende Fürst von Erbwall. Sein schönes, ahnungsvoll lederfarbenes Antlitz war von einer tiefschwarzen Zierde des Mannes prächtig eingerahmt. Ein hoher Ernst, den nur rohe Naturen den Ausdruck der Langeweile nennen konnten, blickte aus seinen blauen Spiegeln der Seele. Sein Aeußeres war so rauh, daß sich das echt weibliche Gefühl Punkels bei seinem Nahen in sich selber zusammenzog, wie empfindsame Pflanzen bei einer unsanften Erschütterung. Und doch fühlte Punkel in seiner Nähe ein gewisses Etwas. War es Zorn? War es Liebe? Sie hätte ihm die schönen Augen auskratzen mögen, nur um ihn berühren zu dürfen.

In ihrer herzbestrickenden Naivetät begnügte sie sich damit, ihre schöngeschwungenen Lippen zu öffnen und mit schelmischem Gelächter eine reizende rosenfarbene Zunge ihm entgegenzuzücken, während zwei höchst anmutige Grübchen den Liebreiz der jungen Dame wesentlich erhöhten.

Der Fürst errötete bis unter den Kragen über den Trotz des Mädchens und stampfte so kräftig auf den weichen Lehmboden des Thüringer Waldes, daß sein rechter Fuß tief einsank und der Fürst ihn nicht gleich wieder hinauszureißen vermochte. Da eilte Punkel husch husch hinzu, selig, dem Verhaßten einen kleinen Dienst leisten zu können. Aber der Fürst, zu stolz, um etwas von der Feindin anzunehmen, stieß sie von sich und brachte mit äußerster Anstrengung den Fuß mit Zurücklassung seiner Bekleidung heraus. Ein Stück Lehm traf hierbei heftig ihren Sitz der Gedanken, so daß ein wenig des besonderen Saftes über den Sammet ihrer Schläfen quoll und auf ihren schneeigen Nacken köstlich niederträufelte. Doch sie achtete nicht darauf. Der Fürst hatte es wohl gesehen, doch hinkte er verlegen fort.

Schamhaft erhob Punkel ihre Spiegel der Seele von des Fürsten rechtem Fuße, der jetzt nur noch von einem wollenen Gewirke vor ihren neugierigen Blicken geschützt war, und bemerkte dabei, daß eine

vor Alter hellglänzende Lederhose die angemessenen Teile seines stattlichen, elastischen Körpers bedeckte. Wer ihr hätte sagen können, was diese ehrwürdige Hose — doch meine geliebte kleine Leserin wird sich ja gewiß bis zum Ende gedulden.

Am nächsten Tage lagen die beiden, natürlich jedes für sich, in einem hitzigen Fieber. Dr. Klotz, der geholt wurde, nannte sie eine alberne Gans, welche mit kindischen Manieren die Altklugheit einer Gouvernante verbände, ihn einen tyrannischen Gecken, wie er nur älteren unverheirateten Damen gefallen könnte. Denn Dr. Klotz war ein wahrheitsliebender Mensch und kurierte mit Grobheit.

Die Bäume setzten mehrere Jahresringe an, während das Verhältnis zwischen dem Fürsten und Punkel also fortdauerte. Eines Tages aber, als Punkel mit Tante Barbara unter den herrlichen Kronen des grünen Tempels der Natur die Düfte eines leichten Zephyrs einsaugte, sprengte auf einem fabelhaft schwarzen Rappen der Fürst daher. Als das herrliche, zum Tragen eines Reiters geschaffene Tier Tante Barbara und ihren das Schönheitsgefühl arg verletzenden Leibesfehler erblickte, bäumte es sich. Die alte Barbara entfloh, Punkel aber eilte dem Fürsten zu Hilfe, der eben in einem aristokratischen Kreisbogen vom Rücken des Rappen auf den natürlichen Teppich der Erde niederfiel.

„Wo haben Sie sich verletzt, Sie?" fragte Punkel unhöflich mit zitternder Stimme, welche deutlich ihren Mut und ihre Liebe verriet.

„Nein", antwortete im ersten Trotze rauh der Fürst, der jetzt auf der rechten Seite lag. Doch bald siegte Mutter Natur und mit herzberückender Stimme stöhnte er: „Au, ein spitzer Stein!"

Punkel trat hinter ihn, um die Wunde zu untersuchen. Ein scharfer Stein mußte die lederne Hose zerschnitten haben, denn etwas Helles schimmerte hindurch.

„Es blutet nicht, Sie!" sagte Punkel.

Der Fürst wollte die verhängnisvolle Stelle mit seiner edel geformten Linken bedecken. Doch Punkel ließ nicht ab zu bitten, bis der Fürst eine nähere Untersuchung zuließ.

„Ich vertraue dir viel, Mädchen!" flüsterte er mit seiner tiefen, melodischen Stimme. „Es ist die Erbhose unseres Geschlechtes, welche den Nachkommen seit unserem Urahn stets auf die Seele gebunden ward, und welche auch ich hoffe, einst einem männlichen Säugling auf die Seele zu binden, wenn die gütigen Störche mir einen solchen gewähren."

Punkel ging an die Arbeit. Er nahm eine anmutige Lage an, in welcher die verwundete Erbhose den klaffenden Riß dem Auge des Himmels

zuwenden konnte. Sie setzte sich hinter den ruhig kauernden Helden ins Gras nieder und näherte ihre zarte Hand der Erbhose derer von Erbwall. Doch wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie ein schauerliches Geheimnis hinter dem schlichten Gewande entdeckte.

Die lederne Hose hatte eine doppelte Wand. Die Innenseiten des aus unverwüstlicher Büffelhaut bereiteten Leders waren zu Pergament verarbeitet, und als nun Punkel mit zitternden Fingern in den Riß hineinfaßte und den äußeren Boden auseinanderklappte, da sah sie auf dem Pergamente des inneren Hosenbodens mit den festen Zügen eines Raubritters aus dem 15. Jahrhundert das Testament des Ahnherrn derer von Erbwall niedergeschrieben. Da stand es klar und deutlich, daß die Nachkommen bis auf den jetzt regierenden Fürsten von einem Wechselstorche gebracht waren, und daß niemand als Punkel die richtige und berufene Erbin des ganzen Vermögens, die Herrin von und zu Erbwall sei.

„Was haben Sie?“ fragte der Fürst.

„Nichts, Durchlaucht,“ antwortete Punkel.

Nein, er sollte nie etwas von diesem Testament erfahren! Was machte sie sich aus dem Fürstentitel und einigen Millionen schnöden Mammons? Wenn er nur mächtig und angesehen dastand wie eine Pappel,

dann wollte sie gern wie eine verachtete Butterblume verwelken. Sie holte darum Nadel und Zwirn hervor und nähte den Riß in der ledernen Hose zu. Wie sie hoffte für immer.

Als der Fürst sich des Abends in seine drei Schlafzimmer zurückgezogen und der Kammerdiener ihn entkleidet hatte, nahm Erbwall mit ärgerlicher Zärtlichkeit die Erbhose in die Hand und betrachtete lange mit glühender Leidenschaft das Symbol seines Stammes, das durch die Berührung von Punkels Hand neuen Wert erlangt hatte. Dann drückte er einen warmen Kuß auf die kaum vernarbte Stelle. Nicht genug daran, er zog den ach! so süßen Faden, der die Naht zusammenhielt, heraus, um ihn an seinem pochenden Herzen zu verwahren; und es klaffte plötzlich wieder schrecklich die Wunde der Hose und das schauerliche Geheimnis.

Da erkannte der Fürst, daß die liebliche Mädchenknospe ihn mit allen Fasern ihres größten Muskels liebte, daß sie ihn nur aus Liebe ärgerte, wie er sie, und schnurstracks ging er zu ihr.

Sie schlief schon in der Dachrinne, in welcher sie wohnte. Ein drohender Regenguß hätte sie in diesem Augenblicke eben beinahe mitleidlos herabgeschwemmt. Aber der Fürst schwang sich wie ein Turner von Fenster zu Fenster, bis er sie erreichte

und die Erschreckte als sein Fräulein Braut an seine männliche Brust drückte.

* * *

Meine Leserin möchte gewiß gern erfahren, was aus den anderen geworden ist, die wir in dieser Erzählung liebgewonnen haben.

Tante Barbara wurde immer älter und erfahrener.

Der fabelhaft schwarze Rappe bekam, als er blind und schwach geworden war, von seinem gütigen Herrn das Gnadenbrot.

Die zerbrochene Dachrinne wurde frisch lackiert.

Und die lederne Hose? Lange Zeit gab es zwischen den Glücklichen einen edlen Wettstreit, wer von ihnen die Herrschaft und die Erbhose antreten sollte.

Ich überlasse die Entscheidung meiner kleinen Leserin. Wer soll die Hosen anhaben?

Leopold Ritter von Sacher-Masoch.

Hüllst in einen dichten Pelz
Deine Venus. — Gott vergelt's!

Ein Vorwort.

Seitdem Mein erhabener und beinahe ebenbürtiger Kollege aus dem klassischen Altertum, der Vater Homer, trotz seiner abgeschabten Pikesche und mottenzerfressenen Pelzfäustlinge auf dem römischen Kapitol zum größten Dichter der Christenheit gekrönt worden war, ja eigentlich noch länger, seitdem der göttliche Orpheus die Thiere des Waldes, den Zobel und den Marder, zuzuhören gezwungen hatte, — ist ein so unglaublicher Erfolg in der Buchhändlerwelt nicht erhört worden, wie derjenige der ersten Auflage dieses Buches war. Schoppenhauers (sic!) Werke waren dreißig Jahre nach ihrem Erscheinen noch unbekannt. Mein Buch aber wird nach drei Jahren von keinem mehr gelesen werden, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil es bis dahin alle Menschen der Erde entweder im heiligen Original

oder in einer der Tausend Uebersetzungen werden gelesen haben.

Denn wer liest Meine Werke nicht? Dort die dralle Mädchengestalt, die mit glühenden Wangen und mit wogendem Busen über dem Herd gebeugt steht, um der Herrin den Kaffee zu bereiten, die Köchin eines gräflichen Hauses, hat die halbe Nacht bei Meinen Büchern verbracht. Knaben, die zu geistesträge sind, um ihren Lehrern in die Labirrinte (sic!) der Wissenschaften zu folgen, befeuern an abgelegenen Orten ihre bildsame Phantasie mit Meinen Poesieen, welche ihnen eine Einsicht in die Welt des falschen Herz gestatten, wie sie sonst nur Greise nach einem verfehlten Leben zu erlangen pflegen. Und diese Greise selbst, wie gierig greifen sie mit zitternden Händen nach Meinen Blättern — und wenn sie sich von den Scheingestalten Schillers auch längst blasiert abgewendet hätten — um vor den Bildern Meines Genies es zu versuchen, ihre ausgelöschten Lebensgeister wieder anzufachen. Selbst dorthin, wo die barmherzigste Samariterin nicht zu gehen wagt, weil sie die Berührung mit dem tiefsten Laster und Elend trotz ihrer Pelzhandschuhe scheut, selbst dorthin dringen Meine Bücher als Tröster und Freunde. Allgemein, höchst allgemein, wie das Sonnenlicht und der Hering, ist Meine Popularität. Ich bin überhaupt der popu-

lärste deutsche Dichter und alle Meine Kollegen sind überflüssig. Dieselben schreiben ja nur, damit auch andere Verleger als der Meinige etwas zu thun bekommen.

Die Welt ist bewohnt von Mir, Meinen Lesern und Wahnsinnigen. Zu den letzteren gehören auch Meine Kritiker. Daß einige steife Herren die Pietät so weit treiben, den alten Herrn von Goethe über Mich zu stellen — vielleicht nur deshalb, weil sie von der Protektion dieses langweiligen Dichterministers ein Aemtchen erhoffen —, das würde Ich noch verzeihen. Wenn sie aber schlechterdings unfähig sind, sich zum künstlerischen Verständnis Meines glorreichen Schaffens aufzuschwingen, so liegt es eben daran, daß sie, wie viele Heldinnen der besten Romane nichts als Pelz im Gehirne haben.

Meine Muse ist aber ein Weib von so gewaltiger Kraft, daß es nicht möglich ist, ihr auf die Dauer zu widerstehen. Wie soll Ich sie nennen? Phantasie? Ehrgeiz? Eitelkeit? Wollust? Herrschsucht? Ueppigkeit? Genug daran, sie ist Meine Muse und Mein Verstand liegt in ihren Banden.

Dort liegt sie nackt ausgestreckt, Meine Muse, auf einem schwarzen Bärenfell; sie hat das rechte Bein über das linke geschlagen, ihr rotes Haar liegt wirr in den Zotten des Fells und ihre schimmernde

Hand führt langsam eine duftende Cigarette zu dem lachenden Munde. Wie das wogt! Wie das lockt! Und Mein Verstand, ein furchtsamer Geselle slavischer Abkunft mit struppigem Haar und lüsternen Augen, hockt zu ihren Füßen und wimmert um ihre Gnade und weint um ihre Gunst. Er windet sich und krümmt sich, er flüstert sinnlose Liebesworte, sie aber bläst ihm türkischen Rauch ins Gesicht.

Da bäumt sich der Sklave empor. Er stürzt auf die Kniee nieder und bedeckt ihre kleine Zehe mit unzähligen Küssen. . . .

— „Du Narr, was willst du von mir?“ sagte sie, indem sie ihm die brennende Cigarette an die Nase warf.

— „Ich weiß es selbst nicht genau, Gebieterin! Aber mir ist, als könnten wir zwei die Unsterblichkeit erringen, wenn wir uns ganz, ganz vereinigten.“

Sie lachte, daß das Bärenfell unter ihr in leises Schwanken geriet, wie ein wogendes Aehrenfeld.

— „Du willst was Unsterbliches fertig bringen, ängstlicher Wicht? Du! Du bist nichts ohne mich. Du kannst nichts ohne meine Befehle. Jetzt aber sei es und ich gebiete es dir: Werde auf der Stelle unsterblich.“

Der Unglückliche! Vor dem höhnischen Blicke seiner Herrin schwand plötzlich sein Mut, sich den

Unsterblichen beizuzählen. Er bat, ihn doch jetzt zu schonen, ihn nur noch bis morgen, nur eine Stunde ruhen zu lassen. Da lachte sie aber und zog unter dem Rücken eine Rute hervor; sie schwang sie erst lustig in der Luft und ließ sie dann in scherzhaftem Uebermut auf Finger und Nase und Ohren und Schulter und Rücken u. s. w. des Sklaven niederfallen.

Er kicherte erst und lachte unter ihren Schlägen, denn wie das Gekribbel weicher Kinderhände kosten und streichelten die feinen Striche seine Nerven. Aber immer schneller und wuchtiger folgten die Schläge, immer wilder wälzte sich die Muse auf ihrem Bärenfell, immer gellender klang ihr Lachen an das Ohr, immer schärfer schnitt die Rute in sein Fleisch. Mürber und mürber wurde es unter dem Klopfen der kräftigen Muse, bis es sich endlich loslöste von fremder Herrschaft und als emanzipiertes Fleisch frei geworden zuckte nach dem Willen der Muse.

Er aber sah das alles, wie in einer Vision. Er sah die Gestalt der Muse sich erheben und wachsen, sah, wie sie, umwogt von den weichen Wellen des Bärenfells, die Welt durchzog und mit mächtiger Peitsche knechtete und mißhandelte, was immer im Besitze einer Sklavenseele war. Da tauchten in seiner

Erinnerung die Flagellanten des Mittelalters auf, er fühlte ein tiefes Verständnis für ihr Schwärmen und Rasen und sehnte sich mit unsäglichem Drang nach einer Flagellantin. Schon glaubte er sie zu umarmen, da schwanden ihm die Sinne. — —

So zwingt die unmenschliche Muse den armen Verstand zu unsterblichen Werken.

Gregor Samarow.

Hab' dich in höh're Gesellschaft gebracht,
Weil's dir daß Vergnügen macht.

„Europäische Züge und Gegenzüge"

oder

„Eine Schale Melange".

Historischer Roman von vorgestern.

Der Regierungsrat, unter einem slavischen Pseudonym über Land und Meer bekannt, saß einsam an einem Tischchen des Café Bauer unter den Linden in Berlin. Er wartete ungeduldig auf einen berühmten Menschen.

Hinter dem Büffett hatte seit dem frühesten Morgen die Exkaiserin Eugenie in der kleidsamen Tracht einer Kassiererin Platz genommen. Mit zitternder Hand ordnete sie die Täßchen, in welchen je drei Stückchen Zucker lagen. Ihre herrlichen Augen blickten mit südlicher Glut unter das Büffett, wo Prinz Louis Napoleon mit einem Sträußchen im Knopfloch einige moderne Sprachen studierte, wie sie nament-

lich in kleineren europäischen Staaten gesprochen werden. Vor ihm lag „der kleine Mezzofanti in der Westentasche", aufgeschlagen bei dem Kapitel: „Gespräche zwischen Brautleuten."

Unruhig zwischen den Tischchen auf und ab eilte der Wiener Zahlkellner Schani, in dem der Regierungsrat ohne Mühe den Jesuitengeneral Pater Bekx erkannte. Seine Ehrwürden hatte mehrere Monate in Wien mit den Vorbereitungen zu seiner schwierigen Rolle zugebracht; jetzt sprach er den Wiener Dialekt mit Meisterschaft und strich die Nickel und Pfennige ein, als wären sie alle Peters-.

Bekanntlich trauen die Jesuiten keinem Menschen, nicht einmal sich selber. So hatte die geheime Oberregierung des al Gesù ihrem offiziellen General einen Aufseher gesetzt in der Person des Kellners Edi, einem Geschöpfe der Jesuiten, der nicht dem General, sondern den ihm unbekannten Geheimen den Eid des Gehorsams geleistet hatte. Zur steten Bewachung dieses gefährlichen Menschen diente dem Papste selbst, der allen Grund hatte, dem mächtigen Orden nicht zu trauen, der Zeitungskellner Wenzel, von welchem wiederum der Kellnerjunge, der Gustel, ein Agent der Berliner Geheimpolizei war.

Der Regierungsrat, der einzige, der gewitzt genug war, diese Fäden der europäischen Politik trotz

aller Verkleidung zu erkennen, mußte oft still vor sich hin lächeln, wenn ein Gast den vermeintlichen Oberkellner rief und sofort Edi hinter Schani horchend herlief, während Wenzel sich an dem Tischchen des Gastes zu thun machte und Gustel nicht von dessen Seite wich. Diese vier Faktoren in ihrer staffelmäßigen Ueberwachung boten für den Kundigen ein erschreckendes Bild der politischen Weltlage.

Plötzlich öffnete der Portier die Glasthür des Etablissements und am Arm des Unbekannten schwebte die Prinzessin herein. Ein herrliches blondes Haar fiel u. s. w.

Der Unbekannte und die Prinzessin nahmen an einem Tischchen Platz, das dem Büffett so nahe stand, daß der Unbekannte mit der Exkaiserin Blicke des Einverständnisses austauschen konnte, während die feinen wohlgebildeten Ohren der Prinzessin eine unterirdische, aber sehr zarte Stimme vernahmen, welche in den kläglichsten Tönen die Worte: Je vous aime, I love you, t'amo, Milugi te, Σην ἀγαπω — auswendig zu lernen schien.

Der Regierungsrat rückte unruhig auf seinem Stühlchen hin und her. Alles stand auf dem Spiel. Denn soeben nahte aus einem rückwärts gelegenen Kabinette, in welchem er sich bisher verborgen gehalten hatte, der Feind Deutschlands, der Exdiktator

Gambetta. Mit einer ironischen Verbeugung gegen die Exkaiserin schritt er am Büffett vorüber, doch nahm er mit republikanischer Freiheit an dem Tischchen des Unbekannten Platz. Schani hatte einige Stühle beiseite schaffen lassen und den Einäugigen mit großer Schlauheit an diesen einzigen leeren Platz dirigiert.

Schon suchte der Regierungsrat nach einer diplomatischen Form für einen Fluch, da leuchtete plötzlich sein Auge auf. Draußen schritt vor dem breiten Glasfenster eine mächtige Gestalt vorüber. Der Regierungsrat erkannte sofort seinen Freund, den Reichskanzler.

„Pst!“ rief er mit wichtiger Miene.

Fürst Bismarck folgte der Aufforderung, trat ein, setzte sich zum Regierungsrat und ließ sich ein Glas Pilsener bringen.

„Mein Bier zu Hause schmeckt mir besser,“ [1]) sagte er nervös.

„Hast du ein Stündchen für mich übrig?“ fragte der Regierungsrat, indem er seine Rechte auf die Schulter des Fürsten legte.

„Sprechen Sie. Aber schnell, wenn ich bitten darf,“ sagte der Fürst, während er sich ärgerlich den Waffenrock an der berührten Stelle abstäubte.

[1]) Historisch.

„Ich will dir ein Mittel an die Hand geben, um Deutschland zu retten," rief der Regierungsrat gutmütig.

„Weshalb duzen Sie mich denn immer, während ich in der dritten Person zu Ihnen rede?" fragte Fürst Bismarck, indem er sein Tuch zur Nase führte. [1])

„Weil Sie die zweite Person, ich aber nur die dritte Person in Deutschland bin."

Der Fürst lächelte ingrimmig. „Reden Sie denn, wenn es nicht anders sein kann."

Der Regierungsrat holte aus, als wollte er eine Rede halten. Der Fürst seufzte: „Valentin!" doch sagte er nichts.

„Durchlaucht!" begann der Regierungsrat, „du bist ein intelligenter Mann und wirst den großen Blick des Regierungsrats bewundern. Schaue hinüber an jenes Tischchen und du wirst über demselben eine drohende Gewitterwolke finden, die sich unheilschwanger über die Auen Deutschlands ausgießen wird. Du siehst die Exkaiserin, welche in kühner Verkleidung à Berlin gekommen ist, um ein Rendezvous zwischen ihrem Sohne und der Prinzessin zu ermöglichen. Denn der Unbekannte konnte die Reisekosten bis England nicht bestreiten. Wenn diese Verbindung

[1]) Historisch. S. Busch. I. S. 1—200.

zu stande kommt, ist Deutschland am Rande des Abgrunds. Ich weiß es von Gustel, der es vom Wenzel erfahren hat, der es aus Edi herausgebracht hat, daß Seine Ehrwürden, der Herr General des Ordens Jesu, ein großes Gewicht auf diese Heirat legt. Mit Recht, Durchlaucht! Denn schon ist der französische Exdiktator in den Banden der holden Prinzessin und würde sich damit begnügen, unter Napoleon IV. Ministerpräsident zu sein. Was wäre aber das Programm dieser Regierung? Die Prinzessin hat eine Urgroßtante, welche mit dem Onkel des Schwagers der Königin von England verwandt ist: ein Bündnis der Westmächte. Der Unbekannte ist ein wilder Gegner der weltlichen Herrschaft des Papstes: Italiens Beitritt ist sicher. Die Prinzessin ist eine Feindin türkischer Ehebündnisse: Rußland wird von Deutschlands Flanke weg in das Lager unserer Widersacher gezogen. Du siehst, Durchlaucht, die europäischen Züge und Gegenzüge finden in diesem Augenblicke an jenem Tischchen statt und ich, der Regierungsrat, kann allein der Retter Deutschlands werden."

Der Fürst blickte stumm auf sein Glas hinab. Dann stand er auf, richtete sich stramm empor und blickte mit verschränkten Armen auf die belebte Straße hinaus. „Sollte wirklich mein Glück ein Ende ha-

ben?" dachte er lautlos in seinem Innern. „Alles sollte umsonst gewesen sein, was ich für Deutschlands Macht und Größe und für den Ruhm Seiner Majestät, meines Kaisers, gewirkt habe? Das wirst du nicht wollen, o du mein Gott!" [1])

„Was raten Sie mir?" fragte der Fürst nach einer schmerzlichen Pause den Regierungsrat.

„Wir retten unser Vaterland!" rief der Regierungsrat begeistert. „Der Unbekannte ist gegen die Verbindung der Prinzessin mit dem Prinzen Louis Napoleon. Es sind allein die Ränke Seiner Ehrwürden des Pater Beky, die seine Geldverlegenheit benutzen, um ihn in die Macht der vermeintlichen Kassiererin zu liefern. Durchreiße diese Netze, Durchlaucht! Und wenn es uns gelungen ist, die Prinzessin und den Prinzen zu trennen, so werde ich ihr dafür einen Freier zuführen, dessen Vorfahren zu den größten Wohlthätern des Deutschen Reiches gehört haben, indem sie die Menschenklasse der Regierungsräte erfanden —" und der Regierungsrat flüsterte dem Fürsten seine weiteren Ratschläge ins Ohr.

Der Fürst lächelte. [2])

An dem Tischchen des Unbekannten nahte indessen die Katastrophe mit Riesenschritten.

[1]) Des Fürsten eigene Worte.
[2]) Historisch.

„Schani, zo—ahlen!“ [1]) rief von einem Nachbartischchen ein unscheinbarer Herr. Es war eine Kreatur der Jesuiten.

„Zahlen? Bitte, gleich!“ rief Schani und eilte, als ob er falsch gehört hätte, zu dem Unbekannten.

Dieser erbleichte.

„Befehlen zahlen, 'r Gnaden?“ fragte Schani in unverschämtem Ton.

Der Unbekannte rang nach Fassung. Er versuchte es, den Zahlkellner durch einen festen Blick einzuschüchtern.

„Wir haben alle zusammen nur eine Schale Melange. Die Kleinigkeit kann ja bleiben bis morgen. Ich habe kein Kleingeld bei mir.“

„Bitte darf ich wechseln?“ Und Schani rührte sich nicht.

„Quel bruit pour une omelette!“ ergriff der Exdiktator das Wort. „Wenn Sie gestatten, so lege ich für Sie aus. Doch ha! ich habe meine Börse vergessen!“

„Euer Gnaden sind auch noch mit zwei kleinen

[1]) Historisch. Um die Zeit, in welcher unsere wahrhafte Erzählung spielt, übten sich die Berliner im Wiener Dialekt, indem sie täglich einige Male nach dem „Zo-ahlkellner“ riefen und das „oa“ in unnachahmlicher Weise aussprachen.

Schwarzen und einem Knickebein im Rückstand," murmelte Schani. „Ich selbst würde gern noch weiter kreditieren, aber die Frau Kassiererin hat erklärt, daß sie nur unter bestimmten Bedingungen geneigt sei, Ihnen noch weitere kleine Schwarze verabreichen und Sie überhaupt ungehindert ziehen zu lassen."

Der Unbekannte erblaßte.

„Nennen Sie mir die Bedingungen!" rief er, indem er dabei die Prinzessin teilnehmend betrachtete. „Arme Kleine!"

„Nun denn!"

Schanis Augen leuchteten im Triumphe auf. Die Exkaiserin an dem Büffett schloß für einen Moment die Augen, um sie dann zürnend auf ihren Sohn zu richten, der über seinem Mezzofanti eingeschlafen war.

In diesem Augenblick trat der Fürst an den Tisch heran. Schani erbebte unter dem festen Auge des Reichskanzlers.

„Gestatten Sie, Herr Graf," wandte sich der Fürst freundlich an den Unbekannten, „daß ich im Namen Deutschlands Ihre Angelegenheiten ordne. Deutschland ist jetzt in der Lage, sich seiner Freunde annehmen zu können," fügte er mit scharfer Betonung gegen den Exdiktator hinzu.

„Mein Herr, ich danke Ihnen!“ rief der Unbekannte, während die Prinzessin froh aufblickte.

Der Fürst bezahlte die Schale Melange. Hierauf forderte er den Unbekannten auf, mit ihm zu gehen.

„Halt, Euer Gnaden!“ rief funkelnden Auges Schani. Kaum vermochte er noch im Geiste seiner Rolle zu verbleiben. So im letzten Augenblicke die Frucht langer Mühen zu verlieren, es war entsetzlich. Er mußte das Aeußerste versuchen!

„Halt! Der Herr Graf schuldet mir noch zwei kleine Schwarze und einen Knickebein!“

Seine Züge belebten sich. Die Exkaiserin hoffte wieder. [1]) Der Fürst blickte ernst auf den Regierungsrat. Dieser aber flüsterte ihm zu: „Nur nicht kleinlich! Es gilt was Großes!“

Da griff der Fürst in seine Tasche und befriedigte den Zahlkellner, der mit wütender Gebärde die Mark einsteckte. Als er den Schani so ergrimmt sah, freute sich der Edi; darüber ergrimmte der Wenzel und darob jauchzte der Gustel.

Der Unbekannte erklärte dem Fürsten, ihm von nun an folgen zu wollen, wohin es auch sei. Arm in Arm schritten sie dem Ausgang zu.

[1]) Historisch.

Bevor sie aber das Café verließen, wandte sich der Fürst noch einmal zum Regierungsrat und sagte:

„Sie sind doch ein großer —" [1])

Das letzte Wort verschweigt der Erzähler aus Bescheidenheit.

[1]) Historisch.

J. V. Scheffel.

Humor iſt mit Rechten naß —
Incipit fidelitas.

Der Peter von Säkkingen.

'ktober war's und gutes Weinjahr.
Denn ein furchtbarer Kometſchwanz
Zeitigt' Trauben, zeitigt' Liebe.
Selbſt ein wenig moſtbenebelt
Schwankt einher der helle Luftlump
Und er denkt im hohlen Innern:
„'s iſt ein hundemäßig Daſein,
Für die Menſchen Wein zu kochen,
Für die Menſchen Vers zu ſchreiben,
Menſchen, die ſich keck noch über
Unſereinen luſtig machen.

Lieb wär's mir und unserm Vollwert
Angemess'ner, wenn wir uns an
Wein und Vers allein berauschen
Könnten, heimlich, ohne Zeugen,
Unbelauscht vom Nachtfernrohrglas,
Welches unserm Schwanze nachforscht,
Unsrer Gangart Wanken anmerkt,
Nachspürt, ob uns nicht der Kern fehlt." —
Und Komet zieht fluchend weiter,
Zieht gleichgültig über Deutschlands
Abgeschaffte Urmainlinie,
Zieht dann über altes Raubschloß,
Wo noch heut ein alter Freiherr
Mit der Tochter Paula Liebreiz
Bürgerlicher Trinker Herz plackt.
Schimpfen hört Komet den Freiherrn:
„Bin, weiß Gott! kein Feind des Rheinweins!
Junger Bursch dünkt mich nicht schlechter,
Wenn er allzu tief ins Glas schaut.
Aber auch die schönste Saufluft
Die als Mann ich anerkenne,
Doch als Vater muß verleugnen,
Gibt kein Recht auf Freiherrntöchter.
Daß du trinkst, das freut mich, Peter.
Doch dafür, daß du der Tochter
Junges Herz mir willst entwenden

Dafür soll der Teufel lotweis' . . ."
Eilig flog's die Treppen 'runter.
Eilig flog Komet rheinaufwärts,
Dacht' in seinem tiefen Lichtkern:
„Hier wird einer 'rausgefeuert!"

Abschiednehmen, Abschiedsthränen!
Wer hat euch zuerst erfunden?
Als zu Askalon im Walfisch
Nubierländ'scher grober Hausknecht
Braven Burschen vor die Thür warf,
Als am Marmortisch 'ne Flasch' da
Baktrerschnapses halb geleert kaum,
Damals floß die erste echte
Warmgefühlte Abschiedsthräne.

Paula stumm auf ihr Klosett[1]) ging,
Rang das fein battistne Schneuztuch
Und sie dachte: „Armer Peter!
Küssen kannst du, trinken kannst du!
Warum bist du nicht von Adel?"

Vor dem Schloßthor schlich der alte
Cyniker, der Cpenchorhund.

[1]) Scheffel: Ekkehard, S. 3, Zeile 11 v. u.

Herr Philosophieprofessor
Außer Diensten war sein Titel,
Hiddiwauwau war sein Name.
Ernst T. Amadeus Hoffmann
War — durch Kater Murr — sein Vater
Und auch Immermannes rühmte
Er sich als 'nes Blutsverwandten.
Hiddiwauwau sah voll Wehmut,
Wie der arme Peter fortzog,
Und er dachte bei sich knurrend:
„Warum trinken denn die Menschen
Uebern Durst höchst unmanierlich?
's ist nicht Stolz, sie thun's auch heimlich.
's ist nicht Haß, sie thun's ganz heiter.
's kann auch nicht allein zum Löschen
Eines innern Brands geschehen,
Denn ich sah's auch Alte üben,
Kalte Herren, welche erst 'ne
Inn're Hitz' erzeugen wollten.
Warum also, frag' umsonst ich,
W'rum betrinken sich die Menschen?
W'rum wohl allermeist im Spätherbst?
Ueber diese Punkte will ich
Abends in der Hundehütte
Noch ein Stündlein spintisieren." —

* * *

Also dachte Hiddiwauwau,
Schrieb ein Lied hinein ins Tagbuch,
Folgt im Geist dem armen Peter,
Der ein dürft'ger fahrend Schüler
Fürbaß zog auf allen Wegen
Und auf ihnen auch nach Rom kam.

* * *

Wie der Peter in der Fremde
Von dem dunklen Trödler kummt,
Der ihm abnahm 's letzte Hemde,
Solches Lied er vor sich summt.

Lied Jung Peters.

Das war der Herr von Radolfszell,
Der sprach: „Das Gott mir helf!"
Trank vor dem Schlafengehn noch schnell
Der Seeweinschoppen zwölf.
„Seewein! Grimmender Blähwein!
Weiß not, wie mir geschicht.
Er schmeckt mir nicht, er fleckt mir nicht.
Der Seewein taugt mir nicht!

Einst trank ich Rauenthaler Stoff
Und Ekkehard gelang,
Und als ich Wein auf Capri soff,
Jung Werners Lied erklang.
Seewein! Blähender Schlehwein!
Ruhm, Gut mir nicht gebricht.
Doch schmeckt's mir nicht und fleckt's mir nicht.
Ruhm, Gut, das täugt mir nicht."

Du edler Herr auf Radolfszell,
Kehr' um nach Heidelberg!
Student werd' wieder, Sanggesell!
Seewein ist Teufelswerk.
Flöhwein! Windiger Wehwein!
Er macht den Kopf nicht licht.
Er schmeckt dir nicht, er fleckt dir nicht.
Dein Seewein täugt uns nicht!

* * *

's war in Rom. Der Tiber wälzte
Brummend die antiken Wogen:
„Höchst barbarisch 'rumgebuddelt
Wird mein Bett, was gar nicht schicklich.
Bei der Brücke sollten graben,
Würden Hüt' vieltausend finden,

Wie sie frohen deutschen Burschen
Von den Köpfen flogen, wenn sie
Nachts die Tiberbrück' passierten,
Finden manchen alten Adam,
Welchen wackre deutsche Männer,
Luther, Winckelmann und Goethe,
Hier in Roma ausgezogen."

Deutsches Fräulein kam zur Wallfahrt.
Paula hieß sie. Suchte Heilung
Sich durch Römerwundertropfen.
Innocentius der Elfte
War kein trüber Spaßverderber,
Schickt das schöne deutsche Fräulein
In des Vatikanes Keller,
Wo gar mancher gute Tropfen
Schweren Sorgen Lind'rung darbeut.

Paula tritt in düstern Keller,
Sieht bei einem dünnen Talglicht,
Sieht den braven Kellermeister.
Wetter! Steht er da der Peter!
Und das schöne deutsche Fräulein
Liegt im Arm des Kellermeisters. —
Weidlich lacht der gute Papst, da
Er den Hergang hat vernommen.

Weise spricht er: „Petern acht' ich,
Ist kein dummer Schatzbewahrer,
Wie mein Bibliothekarjus,
Der der Bücherei Juwelen
Hütet ohne je zu stehlen,
Ja, gar ohne je zu borgen.
Nein, der kennt den Keller, den er
Treu und fleißig durchstudiert hat!
Einem so gelehrten Trinker
Wär' verwehrt 'ne Freiherrntochter,
Weil der Peter nicht von Adel?
Wer am meisten trinken kann, ist —
Nach geweihter Sitte — König.

Kann ich auch — anathema sit! — —
Leider nicht mehr König schaffen,
Kann ich doch zum Ritter schlagen.
Peter sei hinfüro Ritter,
Aber Kellermeister bleib er.
Kann für so ein feines Hofamt
Nicht des Deutschen Namens missen.
Ritter sei er und zwar taxfrei!" —

* * *

Wieviel Fässer edlen Rheinweins
Bei der stillen Hochzeitsfeier
Lustig wurden verschlampampet,

Hat die dürft'ge Chronik leider
Uns genau nicht aufgezeichnet.
Eins nur weiß die Weltgeschichte!
Tags darauf — den „lendemain“ nennt's
Die verfeinerte Gesellschaft —
Stieg der Hering hoch im Preis.

Johannes Scherr.

'ne kranke Bestie ist die Zeit. Gottlob
Ist ihr Prophete wie ein Vieharzt grob.

Die deutsche Sprachverhunzung durch die heiligen drei Litteraturkönige.

Maßen der seit Jahrhunderten verklamte, verkramte und verlahmte deutsche Michel durch ebenso wunderbare als sonderbare Schickung seine Knechtschaffenheit unter das alte Gerümpelzeug zu den Berichten aus dem achtundvierziger Plapperment geschmissen hat, maßen sothaner Michel die gemeinsame Peitsche, als welche neben dem Nationalzuchthaus nach dem verflossenen Ketzer und Hetzer Heinrich Heine die Oriflamme der deutschen Einigkeit darstellert, zu tüchtigen Hieben über den schnauzbärtigen Friedenslügner und Eidebrecher geschwungen hat, maßen die schluderhafte Reiz-Greitz-Schleißigkeit vulgo Kleinstaaterei an dem großen Bissen Elsaß-Lothringen und voraufgelaufenen Kriegsstrapazien jämmerlichens

vergeckt ist: wird es dem verdammten Nichtsthuer von Leser oder der blaustrümpfigen Gans von Leserin nicht übereck erscheinen, wenn selbst so ein alter Frühlingsleugner, will sagen Schwarzseher und Pessimiste, wie ich, Etzliches losstampfen will, um der widerlichen und widerlichsten Sprachverhunzung einen Damm vor ihren Rüssel zu setzen. Helfen wird's freilich nicht, denn die Schuftigkeit währet ewiglich. Sela.

Item leben auch wir noch in einem Bankert von Zeit, in welcher nur die allergeheimsten Räte und die ihnen verwandten Nationallistigen von Schlage des Schönschreibers, Schönfärbers und Schönthuers Treitschke sich wohl zu fühlen das hartgesessene Gewissen haben, während schon die nationallinkseren Liberalen mit dem zu schütteln beginnen, was einem Kopfe immer ähnlicher wird, seitdem es Lust bezeugt, sich für ein Weilchen das allgefällige Nicken abzugewöhnen. Zu den nichtswürdigsten Plagen dieser geil aufgeschossenen deutschen Flegel- und Lümmeljahre gehört der zum Himmel stinkende Mißbrauch, der von erbgesessenen Universitätlern, Zeitungsblättlern und Reimlern mit der edlen Jungfrau getrieben wird, so sich „deutsche Sprache" benamset. Besagte Sprache ist als ein labfrisches mudelsauberes, g'stanztes und g'habeltes Kind in dieses Jammerthal von Welt gekommen.

Und was haben sie daraus gemacht, die Versedrechsler, die Erfolghudler und die säuberlichen Herrn Fliegenschneuzer? Ein hohlbackiges, verparfümiertes, übermaltes, schwindsüchtiges Frauenzimmer, das niemand anfaßt, der noch ein ganzer Kerl ist, kein Zuckerschlecker ist und ein D . . . verächter.

Denn, Herr! wozu ist die deutsche Sprache überhaupt auf der Welt? Den Gedanken, daß sie überhaupt wie alles und jedes überflüssig ist, wagt selbst der widerborstigste Blumenkneifer und Gottesleugner nicht auszusprechen, weil auch er nur ein Mensch, ergo ein Lügenerzvater und Hinterhälter ist. Was soll die deutsche Sprache? Was ist ihr kategorischer Imperativ, wie die gelehrten Mätzchenmacher und philosophischen Gaunersprachenmischer sich ausdrücken würden?

Das eigentliche Wesen der deutschen Sprache ist die Grobheit, sag' ich. Wenn wir zustimmen, wenn wir Liebe gestehen, wenn wir einem Freunde eine Freude machen sollen und wollen, dann halten wir fein das Maul. Wenn wir aber in so eine rechte nationale, rohbackene Wut geraten sind und uns in einer rechtschaffenen, körnigen, patschigen und klatschigen Grobheit Luft machen möchten, dann denkt die deutsche Sprache für uns, und eine ästhetisch und physisch wohlgeformte Grobheit fliegt dem Gegner an den Kopf, wie die heiße Semmel aus dem Ofen.

Werden freilich trotzdem so bald nicht aufhören, in dieser herrlichen Sprache Luthers, Börnes und Schopenhauers — dieser verdientesten Grobiane deutscher Zunge! — Salon-Konversationlein zu flüstern, andächtige Hymnen zu plärren und Liebesliedlein zu winseln und zu pinseln.

Denn die Vernunft ist so selten, wie in des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse ein Alpengletscher, und die Dummheit ist gemein wie der Sand am Meere.

Schreien und wettern nun die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Franzosen seien für unsere Lasterei und Kasterei verantwortlich zu machen. Ist aber das ein abgeschmackter Firlefanz. Wahr ist's, die armen Franzosen sind schäbige, verbabelte, windische und kindische Gesellen. Wenn wir aber unsere eigene Sprache verweibsen und sie so ihrem eigentlichen und würdigen Zwecke, der göttlichen Grobheit, entfremden, so sind wir unsere eigenen Gauner und Beutelschneider gewesen und haben es nicht nötig, den Schmutz vor unserer Thür dem Nachbar zuzuwerfen. Aber eins dürfen wir sagen: haben nicht selbst die Scheusäligkeit angefangen, sondern haben sie schon hübsch ausgewachsen von dem großen Kleeblatt überliefert bekommen. Ja, der Kamenzer Pfaffenknüttel, der Frankfurter Dreiviertelhellene und der Marbacher

Dreiviertelshakespeare, sie haben alle ihr unredlich Teil beigetragen, die arme deutsche Sprache zum Gequisel und Gequasel der Höflichkeit zu verkrümmen, zu zerzerren, zu verplatten und zu vertolpatschen.

Da ist also erstens Lessing. Wie schön grob konnte der Mann von Natur sein! Michel war er aber, Michel blieb er, Michellimus. Wenn er angegriffen wurde, ja dann wehrte er sich wie ein rechter Mann, dann schrieb er eitel Fußtritte und Rippenstöße. Wenn ihm aber niemand wehe that — was beiläufig glücklicherweise selten und seltenst geschah —, so setzte Michel Lessing sich hin und verbarg seine prächtige Galle in fünffüßigen Jamben! Was braucht die deutsche Sprache Füße und Jamben! Grobsein ist auch Versemachen. Wie tief aber obgemeldeter Michel Lessing in das Lotter- und Faulbett der Höfischkeit und Schmeichelkätzigkeit versunken sei, das lehret männiglich sein Opus „Nathan der Weise", in welchem kein einziges Mal, schreibe: kein einziges Mal die Bezeichnung „Mordshalunke" oder auch nur das gemütlichere „Rindvieh" zu finden ist, trotzdem ein hundsföttischer Pfaffe von Patriarch darin seine Rolle spielt. Ein aufgeblasener Junker und ein schachernder Jude sind die Helden. Und auch für diese hat der Dichter kein malendes Schimpfwort bei der Hand. Da sollten doch gleich Millionen Donner ....

Da findet sich nun aberſten im „Nathan“ ein Stellchen, an welchem man ſo recht ingrimmig den Verweſungsprozeß des Geiſtes ſtudieren kann, der von der alleinſeligmachenden Grobheit abgefallen iſt. Erzählt der alte Nathan eine Geſchichte von drei Ringen ganz gut, haut im Grunde feſte Hiebe; aber wie's zum Schluſſe kommt, was ſagt der vorweggenommene Offiziöſerich?

„Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt.“

Nicht echt? Was will er damit ſagen? Falſch ſind ſie, oberfalſch, gekippt und gewippt, beſchnitten, Talmi, Schund! Aber der Leiſetreter und Filzpantöffler ſagt: „echt“ und ſetzt die Negation hinzu! Ganz die Manier unſerer heutigen Kellerflüchtler und Hinterthürler, unſerer Hofſkribenten voll Staatsmänniſchkeit und Tipferlangſt, die „nicht unbedeutend“ ſagen, wenn ſie von einem großen Manne reden müſſen, und „nicht ganz zulänglich“, wenn ſie eine rieſenhafte Eſelei bemänteln und beſchleiern ſollen.

Da iſt zum anderen Herr von Goethe. Hatte natürlich auch ſein gehäuftes Pfund Grobheit mit auf die Welt gebracht. Aber wie hat er damit gewuchert? Verkümmern hat er ſie laſſen, ſeine brave Grobheit, hat ſich auf das Scharmuzieren und Deuteln und G'ſcheiteln mit Theelitteraten und Blau-

strumpfwirkerinnen geworfen, hat mit ihrer Hilfe auch richtig den anderen Teil von Faust und andere solche dünnhaarige, dünnschädliche und dünnflüssige Homunkeln zur Welt gebracht. Mußte so enden, die Memme. Hatte da im „Götz", als der Herr Dichter mit annoch erklecklicher und erwecklicher Grobheit zu schreiben begunnte, einen brauchbaren Einfall. Der Götz wird auf seinem Schlosse Jaxthausen belagert und zur Uebergabe aufgefordert. Was antwortet der Götz? Was ein tapferer deutscher Mann zur Antwort geben muß, so einer ein Schelmenstück von ihm verlangt. Geantwortet hat er: „— — — — — —"*). Und was thut Michel Goethe? Wie bedankt er sich bei dem Genius seiner Muttersprache, der ihm die unsterblichen Worte eingegeben hat? Kuschen thut er und mit leeren Strichen deutet er Worte an, die allein ihn populär gemacht hätten. Und einen solchen Strichestreicher, einen solchen Kleinodiendieb nennt man den größten deutschen Dichter und hundert deutsche Papierkorb-Professoren sind hinter seinen Wäschezetteln her und schreiben dicke Bücher über die Blutmischung einer jugendlichen Flohjungfrau, deren Urahn vor hundert Jahren das Glück gehabt hat, den

* Anm. d. Setzers. — Herr Scherr hat die betreffenden, mir gar wohlbekannten Worte vollständig ausgeschrieben; ich durfte sie aber nicht setzen.

großen Olympier anzubeißen. O Germania, o Micheline!

Der Dritte vom Kleeblatt, der Friedrich Schiller, wäre mein Liebling, wenn er außer den „Räubern" und „Kabale und Liebe" nichts geschrieben hätte. Höchstens die „Xenien" dürfen sich noch sehen lassen. Sind sie auch in Versen — und noch dazu blödsinnigen, unverständlichen, antiken — geschrieben, so ist ihre Grobheit doch mitunter recht saftig. Aber das Uebrige! Haben was Sauberes zusammengetüftelt, die Dioskuren von Weimar. Konnte auch nicht anders kommen! „Ehret die Frauen!" singt der Michel von Marbach und sein Herr Amtsbruder, der ministerliche Michel, variiert das Thema mit der Flause:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an."

Natürlich! Was kann dabei herauskommen, wenn die Dichter bei edlen (alias verbildeten, tintenfingerigen und schmalhüftigen) Frauen anfragen, was sich zu schreiben ziemt? Aesthetische Theebrett- und Höhere-Töchter-Poesie! Krimskrams! Schnurren! Quark!

Möchte selbst gern noch ein paar andere Sprachverhunzer vorkriegen und ihnen die bezüglichen Köpfe waschen. Aber wozu? Das ganze teutoniche Leserpublikum ist's ja doch nicht wert, daß einer ihm

seine tiefste Grobheit enthüllt. Und die Litteraturgeschichte ist ganz wie die Weltgeschichte: Ein mächtig großer, leerer, schlapper Ballon, der sich langsam, langsam bis zum Bersten gefüllt hat mit Dummheit und Niedertracht, von diesen beiden leichtesten und feilsten Dirnen in die Höhe gezogen wird, dann oben klotzig schwebt, angestaunt von der aberwitzigen Plebs, Mitwelt genannt, und endlich — wenn seine Zeit gekommen — zum großen Aergernisse aller Autoritätsduckmäuser und Buckelkrümmer mit ehrlichem Gestanke platzt.

Deine Männer, Weiber, Kind,
Alleſammt aus Platt-Land ſind.

Faßt das Gewehr an!

Erſtes Buch. Erſtes Kapitel.

Edgar klingelte.

Mariechen, das reizende Kammermädchen der Frau Doktor Pieſeke, öffnete und ſchaute ihm innig mit verhaltener Liebe in ſeine treuen blauen Augen. Durfte ſie ihm ſagen, was ſie fühlte? Durfte ſie hoffen, daß er, das Ideal aller Frauen, Mädchen, Witwen und Gräfinnen, ſich herablaſſen werde zu ihr, dem in Niedrigkeit geborenen Weſen, einer Magd? Durfte ſie?

Und doch! Sie konnte ſich nicht völlig beherrſchen und beim Ausziehen des Ueberziehers faßte ſie krampfhaft nach ſeiner Rechten und drückte ſie an ſich, als

wollte sie sie versenken in ihr Herz, wo es am tiefsten war.

— „Herr Edgar, ich liebe Sie!“ rief sie mit der Inbrunst eines kindlichen Gemüts und schluchzend sank sie an seine Brust. Das ewig Weibliche!

Edgar glaubte zu träumen. Er betrat zum erstenmal die Wohnung des berühmten Arztes, um denselben wegen eines schweren körperlichen Gebrechens zu konsultieren, und war auf so einen Empfang nicht vorbereitet. Sollte er das artige Kind ohne Trost in die Nacht seines armseligen Daseins zurückstoßen? Mußte er ihm nicht als Erlöser erscheinen und ihm ein Plätzchen gönnen in seinem weiten, unendlich weiten Herzen? Edgar war Demokrat und liebte das Volk auch in der niedrigsten Gestalt, auch in der Gestalt einer dienenden Magd. Aber er war nur zur Hälfte Demokrat. Er trug auf der feinen, weißen Linken einen Handschuh $6^3/_4$, auf der derben, haarigen Rechten einen Handschuh $9^7/_8$. Zwei Seelen, ach!

Halb unbewußt, in der Güte seines Herzens, drückte er das Mädchen ein wenig an sich und brach ihr dabei einige Rippen. Dann betrat er den Salon, während Mariechen ihren Doppelschmerz verbiß und still daran ging, die Rübchen für das morgige Mittagessen zu schaben.

Im Salon traf Edgar Gesellschaft. Die beiden Nichten der Frau Doktor, Gisa und Riri, hatten auf dem Sofa Platz genommen. Gisa wurde rot, Riri blaß, als sie den schönen Mann erblickten. Auch ein vernünftiger Mann war da, aber der schwieg und sagte nicht, was er vom Benehmen der Anwesenden hielt.

— „Edgar, du Loser," sagte Gisa, nachdem die üblichen Vorstellungsförmlichkeiten vorüber waren. „Auch ich bin noch unvermählt."

Edgar lachte freudig auf, so daß zwei Reihen köstlicher Zähne zum Vorschein kamen. Gisa war schön, auch Riri entbehrte nicht der holden Reize, mit denen Mutter Natur ihre Lieblinge schmückt. Wo sollte das hinaus? War denn Liebe ein Verbrechen? Sollte er Türke werden und alle beide heiraten? Auf seiner edlen Stirne wetterleuchtete es, während in seinem Gehirn sich die verschiedensten Gedanken kreuzten. Doch mußte er Gisa nicht eine Antwort geben? Was war doch der Gott der Glücklichen?

Edgar sprang mit geschlossenen Beinen über das elegante Sofatischchen, zerdrückte mit eherner Faust eine Bronzestatuette auf dem Kamin, erschlug mit dem abgeschnittenen Cigarrenende, das er durch das offene Fenster nach dem großen Haushund warf,

den treuen Wächter des Hauses, und hob endlich mit einem leichten Ruck die Zimmerdecke um einen Fuß höher, als wollte er sagen: durch Nacht zum Licht. Was soll das bedeuten?

„Welch ein starker Mann," rief Gisa mit zitternder Bewunderung, welche inzwischen sich mit Riri in eine Fensternische zurückgezogen hattte, die auf den Garten ging.

„Und ich kratze dir die Augen aus, Gisa," schrie Riri flüsternd ihrer Schwester in das fein geschwungene Ohr.

„Ich bin die Aeltere und werde es nicht zugeben, daß du heiratest, bevor ich nicht einen kleinen Edgar auf meinen Knieen schaukle. — O, Edgar," wandte sie sich heftig erregt an den jungen Recken, „mir allein bist du nach den Darwinischen Gesetzen bestimmt, du, der Geistvollste aller Männer, du mein alles, du mein Distanzreiter."

Edgar küßte die beiden jungen Damen, um keine von ihnen böse zu machen, gleichzeitig auf die Stirnen. Dann zog er aus seiner Westentasche einen niedlichen Revolver und schoß, ohne zu zielen, einer Fliege die große Zehe des linken Hinterfußes ab, die auf dem Ofen des Salons saß, der mit glühenden Kohlen gefüllt war.

Als Edgar sich, in tiefes Sinnen versunken,

eben auf den Kopf stellen wollte, trat Mariechen ein und forderte ihn auf, ihr freiwillig zu folgen. Das Blut schoß Edgarn zu den Schläfen. Wohin wird sie ihn führen?

Aber es war nicht an dem. Schon an der Schwelle des dritten Zimmers ließ Mariechen den Geliebten seufzend allein. War er allein? Auf dem schwellenden Diwan des matt beleuchteten Zimmers, der mit rotem Sammet, seiner demokratischen Leibfarbe, überzogen war, lag im verlockendsten Frühanzuge Frau Doktor Piesecke. Sie drückte die Augen fest zu, um die Kühnheit nicht zu bemerken, die sie von ihm erwartete, und flötete mit ihren schwellenden Lippen: „Setzen Sie sich zu mir, lieber Edgar, ich will Ihre mütterliche Freundin sein. Oder schwesterliche? Oder sonst? Wollen Sie?“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, bedeckte sie ihm Augen und Ohrläppchen mit tausend Küssen.

— „Sie dürfen mich für kein verlorenes Geschöpf halten, Edgar,“ sprach sie in den Pausen ihrer mütterlichen Ekstase. „Ich bin keine gemeine Französin — von Paul de Kock, durch dessen Lektüre ein deutsches Mädchen verdorben werden könnte. Nein, ich bin im Grunde meiner Seele ein braves deutsches Weib, das nur durch Schuld ihres Gatten so tief gesunken ist. Ich bin nicht gemein aus Ge-

meinheit, sondern aus Verzweiflung. Edgar, tröste mich!"

Edgar ging vor die Korridorthüre, um sich zu überzeugen, daß wirklich der Name des Doktor Pieseke auf der Messingtafel prangte. Nun erst vertrauend, daß er sich in einem Berliner Hause befand, kehrte er gesinnungstüchtig in das Schlafzimmer der Frau Doktor zurück. Auf dem Wege dahin steckte ihm noch die Köchin eine Knackwurst in die Tasche, die in ein zärtliches Briefchen eingewickelt war, und eine im Hause beschäftigte Nähterin wurde bei seinem Anblick ohnmächtig.

Als Edgar um Mitternacht das Haus des Doktors verließ, ohne ihn gesprochen zu haben, wälzte er träumerisch die vielen Frauennamen im Kopfe, die er heute wieder durch die Größe seines Geistes wie mit ehernen Banden an sein Dasein gefesselt hatte. Er war es schon gewohnt, daß alles Weibliche ihm zuflog und sich an seinem Lichte die Flügel versengte, wie die Motte an seiner Petroleumlampe. Es war unbegreiflich. Sogar die alte Portiersfrau erwachte aus ihrem unruhigen Schlummer beim Nahen seiner schweren Männertritte und streckte durch das Guckfenster verlangend ihre welke Hand nach ihm aus. Er gab ihr aber nichts. Als er sich auf der Straße befand, öffnete er einen Brief

von seinem Oheim, der merkwürdige Aufschlüsse über seine Vergangenheit enthielt. Edgar war mütterlicherseits adelig! Darum also die Feinheit seiner adeligen Linken, daher jenes unbeschreibliche Etwas, das ihm die Frauenwelt zu Füßen legte, daher der bestrickende Zauber seines Geistes, daher! Edgar war Demokrat, aber er wußte, daß wahre Noblesse nur beim Adel vorhanden sei. „Ohne Adel keine Noblesse," dachte er geistreich in sich hinein.

Aber der Brief enthielt noch eine andere Nachricht. Dem Ochsen von den Gütern seines Urgroßvaters hatte vor kaum hundert Jahren die Lieblingskuh der damaligen Freiin von Hohenfels das Heu weggefressen. Edgar stöhnte auf, wie vom Dolch eines der im Berliner Thiergarten schleichenden italienischen Banditen getroffen. Er wollte es kaum Wort haben! Melitta von Hohenfels war ja seine wahre, heißeste Flamme! Durfte er ihr als Demokrat seine Hand reichen? Und wenn, würde sie seine angebotene Hand annehmen, da doch nur seine Linke aristokratisch war? Und wenn, durfte er die von ihm angebotene und von ihr angenommene Hand ihr wirklich reichen, der Erbfeindin seines Geschlechts? Diese drei Fragezeichen brannten auf seinem Herzen und standen auf der Decke über seinem Bette geschrieben, als er sich schlaflos zur Ruhe legte, und verfolgten

ihn in den Träumen und klapperten des Morgens mit den Regentropfen an die Fensterscheiben seines Zimmers, die vom grauen Himmel niederfielen. Mit drei Konfliften stand er auf, billiger that er's nicht.

Viertes Buch. Letztes Kapitel.

Taubstumm! — — —

Hoch gingen die Wogen des tollen Jahres 1848. Auf allen Straßen, in Wald und Flur und in den Kneipen war nur ein Gedanke lebendig, der Gedanke an das Ziel der demokratischen Partei. Männer und Frauen ohne Unterschied der Konfession beteiligten sich an politischen Kontroversen, nur ein Weib saß einsam auf dem alten Turmzimmer des maurischen Schlosses in der Viktoriastraße und sann — und sann. War es möglich? Taubstumm! Der edelste seines Geschlechts, dem alle Frauen der Residenz die geistreichsten Worte von den Lippen und die kühnsten Thaten aus den Augen gelesen hatten, Edgar taubstumm! Bei der Aushebung hatten sie's entdeckt, die prosaischen Militärärzte, daß der schöne Edgar diesen Fehler hätte, und hatten ihn nicht zum Soldatendienste zugelassen. Waren denn alle Frauen blind gewesen? Edgar taubstumm! Das war das Ende.

Ja, das Ende! Es nahte heran mit Riesenschritten, denn das Unglück schreitet schnell. Auf dem Alexanderplatz stand Edgar hoch oben auf der Barrikade. Die alten Zweifel zogen ihn auf beiden Seiten herunter. Mit der haarigen Rechten winkte er den Bataillonen der düsteren Arbeiter, während er mit der feinen Linken die befreundeten Offiziere aus dem Heere des Königs grüßte. Da erscholl das Kommando: „Faßt das Gewehr an!" Das Ende! das Ende! In diesem Augenblicke flog Melitta eben in einem Luftballon über den Alexanderplatz und stürzte kopfüber ihrem leider so taubstummen Bräutigam entgegen, der sie mit seiner nervigen Rechten auffing, im Hause nebenan erfolgte eine Gasexplosion und schleuderte Gisa auf die Barrikade, die sich in jenem Hause eben zu Besuch befand, und zehn Schritte von seinem Standplatze entfernt erblickte er die Portiersfrau als Petroleuse, während die freigebige Köchin im Arbeiterheere Speisen umhertrug; in demselben Augenblicke schleppten die Demokraten zur Vervollständigung der Barrikade eine Droschke heran, in welcher, bleich vor Schrecken, Frau Doktor Piefke saß; in demselben Augenblicke grüßte ein junger Husarenoffizier, in welchem Edgar die schöne Riri erkannte, während Mariechen die entstellende Arbeiterbluse dazu benutzte, um unter dem Scheine jugend-

licher Schwärmerei ihren Geliebten umarmen zu können. Die Nähterin saß am Fuße der Barrikade und nähte Binden für die Verwundeten.

— „Feuer!“ ertönte furchtbar das Kommando von beiden Seiten.

Die Wirkung war gräßlich. Keine Kugel ging vorbei. Die auf der Barrikade Stehenden waren von Kugeln völlig durchlöchert. Kein Mensch blieb am Leben, um erzählen zu können, was der Katastrophe vorhergegangen war.

Nachschrift.

Meine Leser wünschen einen anderen Ausgang? O diese Menschenliebe! Wie schätze ich meine Leser darum!

Der leicht verwundete Edgar wurde dem Taubstummeninstitut zur Pflege übergeben und geheilt. Er und Melitta wurden ein glückliches Paar. Als er nach kurzer Zeit die ersten Worte sprach, wunderten sich alle Damen der Residenz, daß sie ihn einst für einen geistreichen Mann gehalten hatten. So verlor Melitta ihre Nebenbuhlerinnen.

Richard Wagner.

Hättest du nichts als Noten geschrieben,
So mancher Spott wär' unterblieben.

Der unbewußte Ahasverus

oder

Das Ding an sich als Wille und Vorstellung.

Bühnen-Weh-Festspiel in drei Handlungen.[1])

Vortrompetenstoß.

In Anbetracht des insonderheit providentiellen Umstandes, daß mein aus Gold und Elfenbein allein im Mittelpunkt der Erde herzustellendes, für die mimo-plasto-canto-chronische Aufführung Meines neuesten Wunderwerkes gewidmetes Allgebäu

[1]) Mit verteutschenden Anmerkungen von Heinrich Porges und Hans von Wolzogen.

„Asyl für Wahnfriedlinge“ durch die ihrer Natur nach essentielle Zugeknöpftheit der durch Mich aus ihrem Nichtsein zum teilweisen Sein zu wecken versucht gewordenen Juden nicht in der für Mein Da-und-vorhanden-sein gesetzten Zeit zu stande gekommen ist, teile ich Mein Drama als Buch Meinen Lesern mit. Niemand wird es verstehen, und so einer behauptet, er verstehe Mich, so lügt er; denn Meinesgleichen wächst nicht. Für höher entwickelte Wesen künftiger Epochen teile Ich jedoch schon im 19. Jahrhundert dieser gegen Meine Größe verschwindenden Zeitrechnung mit, daß in der Ganzheit dieses musikalischen Werkes vor allem der große Gedanke sich ausstrahlen wird, daß nicht nur die Juden im allgemeinen, sondern der „ewige Jude“ besonders etwas höchst Antimusikalisches ist, so daß Ich sein der Tiefe der musikalischen Spekulation feindliches Wesen am besten durch eine die Grenzen des musikalisch Erreichbaren hinter sich lassende Tonthat dargestellt habe. Der historischen Echtheit wegen habe Ich nicht gezögert, an den geeigneten Stellen Motive aus — mit Respekt zu melden! — Mendelssohn und Meyerbeer, natürlich gewaltig umgearbeitet, anzubringen. Uebrigens sehe Ich nicht ein, warum Ich Meine Leser eines weiteren Wortes würdige.

Erste Handlung: Die walkyrige Großmutter.

(Ein wabernder Wald. Aus finsterer Ferne hört man Hieſhörner ſchauerlich ſchallen. Die Muſik deutet deutlich an, daß die Handlung Anno 1781 ſpielt, dem Geburtsjahre der Kritik der reinen Vernunft. Sie ſchwillt immer ſchwerer an. Wie ſie am ſchwerſten angeſchwollen, tritt auf:)

Das Ding an ſich.

Frühlingsfrieſel füllt mich mit Freude,
Jung iſt das Jahr und jach die Jungfrau. [1])
Mich fehrt die Sehnſucht ſchon ſechzehn Sommer,
Nach Liebe und Luſt, nach lockendem Lab.
Wann kommt der Recke? Wann kommt er zur Keuſchen?
Heihei, wie ſo heiß! Eiei, wie ſo eiſig!
Weh mir! Ich möcht einen Mann umarmen!
So denket und dichtet das deutſche Mädchen
In drangvollen Dramen des deutſcheſten Dichters.

Ahasverus (tritt grundlos auf).

Lailala lai! Lailala lai! [2])

[1]) Das J als Stabreim bedeutet Kraft, Mut, Feuer, z. B. das mutige Jagdpferd, der Jaguar, der Ruf Juchhe. Die Jüden haben kein Recht auf dieſen ehrenden Stabreim; denn ſie heißen eigentlich Hebräer.

[2]) Lailala lai! Wer die ganze Tiefe und Schönheit dieſes Rufes nicht im Herzen fühlt, dem wird der Apoſtel des Meiſters umſonſt mit tauſend Zungen predigen. Der Stabreim L bedeutet hauptſächlich Kummer (daher auch: Leid, Leberkrankheiten, Lampenfieber, Lehrgedicht, Lungen-

Das Ding an sich.

Ein Mann! Mich minnert's!
Freislicher Frost rüttelt und rückt mich!
Hoihi! heillose Hitze!
Weitherer Wandrer, willst du mich weiben?

Ahasverus (erschreckt).

Lailala lai! Du liebliches Laster,
Du taumelnde Thörin, Untugendteufel!
Wohl wollt' ich dich weiben, doch die Nornen verneinen's.

Das Ding an sich.

Die Nornen? Nanu!

Ahasverus.

Nebbich, die Nornen!
Furchtbarer Fluch läßt mich leben
Endlos elend, ewig eklig.
Nur wenn was weset, was länger weilet,
Als mein lustloses Leben, so wird mir Erlösung.
Und wenn ich unweise mich wollte verweiben,
Nie würd' ich Witwer, es fiele mein Fluch
Aufs walkürige Weib, kieset' ich's kühnlich.

---

entzündung, Linsensuppe u. ähnl.), das **a** ist der älteste Vokal und als solcher der natürliche Vokal des ältesten Menschen. Also: **lai** = der Kummer des ältesten Menschen, d. h. der Wehruf des ewigen Juden.

Doch Scheusal scheint mir ewige Ehe.
Drum laß mich ledig, froh launende Lockmaid!
Der ewigen Jüdin ewiger Jude
Sollend und habend zu sein und zu heißen
Bis zum Ende der Dinge, — verdammter Gedanke!
Nun weißt du mein Wehsal. Leb wohl, Wunschmaid!

Das Ding an sich.

Mein Herr! Mein Hort! O hilf, erhör mich!

Ahasverus

(blickt sie liebend, durchdringend an; sie zittert).

Das Ding an sich.

Hoihi! Wie hitzig blabbert mein Blut!

(Ahasverus' Blicke werden noch durchdringender; sie zettert.)

Hoihi, Heilloser! Wie wird mir? Wüster!

(Ahasverus durchdringt sie vollständig mit seinen Blicken; sie zabbert).[1])

Hoihi! Du Höllholder! Hoihi! Haha!
Griesender Graus! Großmutter fühl' ich mich.[2])

[1]) Sie zabbert. Das ist eines jener Worte, welche unter der Decke des teutschen Nationalgeistes seit Jahrtausenden geschlafen haben. Es fehlte uns bisher dieses Wort. Da kam der Meister und schenkte es uns. Was es bedeutet? Mein Gott: „zabbern".

[2]) Sie fühlt sich Großmutter vom bloßen Blick. Wie keusch, wie sinnig, wie teutsch! Und sie fühlt sich nicht erst Mutter, sondern gleich auf einmal Großmutter. Wie titanisch, wie unerhört!

Zweite Handlung. Wahnfried Wurmsamen.

Wahnfried (der spreizende Sproß aus seiner Großeltern platonischer Liebe. Sehr arm und hoffnungslos, da er seinen Vater und Großvater, den ewigen Juden, niemals beerben kann).

Lailalalailala lailai!
Filzigen Vaters einziges Erbe,
Wohlige Wurfamenweif'!
Den Feldruf des Vaters zum Leiblied verlängernd
Durchzieh' ich die Zonen mit zähem Gezirpe. [1])
Was ich will, was ich bin? Wer's wüßte, wär' weise.
Mein Gehirn ist heillos verhext und verhegelt.
Wer klug wird aus Wahnfried, weiß Kerne zu knacken.
Ha, ein Wurm, ein winselnder Wicht!
Gleich will ich ihn würgen, den wabbligen Wurm.
Lailalalailala lailai!

(Er wiederholt die Wurmsamenweif' 999mal. Nach dem ersten Drittel lacht der Wurm, nach dem zweiten Drittel windet er sich, beim 999sten mal stirbt er. Wahnfried brät seine Leber; nachdem er sie genossen, versteht er den Kontrapunkt und hört die Engel pfeifen.)

So ergeh' es dem ganzen Gegimpel der Gegner,
So furchtbar falle der Wahnfriedfeind.

[1]) Der Stabreim Z bedeutet immer etwas Unangenehmes, wie: Zwiebel, etwas Spitzes, wie: Zahnstocher; kurz, ein Gegenstand des Abscheus (Zorn, Zoll, Zumpt, Zehrfieber). Daß die Vögel zwitschern, ist ein Irrtum der Natur.

Dreite[1]) Handlung: Retterdämmerung.

Wahnfried (lauscht an einem selbsterfundenen Pantomikrophon, das er in den glühendflüssigen Tiefen der Erde versenkt hat. Plötzlich bricht er in brausenden Jubel aus).

Entdeckt! entdeckt! der Donner der Erde
Das Winseln des Weltalls ich kies' es zum Kosen.
Was im Wogen der Welt verwirbelt, verwickelt
Nur leise lispelt, ich hab' es erlauscht.
Aus dem Quarren und Quaken, dem Quiseln und Quängeln,
Aus dem Plärren und Plappern, dem Planschen und Plauschen,
Aus dem Rasseln und Reiben und Raunzen und Rollen,[2])
Aus dem Paffen und Puffen und Pedden und Poltern,
Aus dem Miauen und Maulen und Mucken und Murren[3])
Wahrnehm' ich Wunderkind Weltenbewegung!
Ich höre der Erde Hasten und Eilen,

[1]) Ganz einfach: zwei — zweite, — drei — dreite. Nur der Meister vermag so der teutschen Sprache unter die Arme zu greifen.

[2]) Der Stabreim R ist immer musikalisch. Daher Richard.

[3]) Das M bedeutet das Mühsame, Gequälte, so: Meyerbeer, Mendelssohn, auch Mozart.

Höre unendliche Harmonie!
Dauermelodie!

Ahasverus (dankbar herzutretend).

„Nur wenn was weset, was länger weilet,
Als mein lustloses Leben, so wird mir Erlösung." [1])
Nichts währet lieber und weilet länger
Als, Wahnfried, dein wuchtiges Wundergeword'nes,
Deine dunkle Dauermelodie.
Sie ist so unendlich, daß der ewige Jude
Zum Kind verkümmert.
Erlöst durch die Länge des laubgrünen Liedes
Wall' ich nach Walhall, wenn die Würgengel
Wagners [2])
Den Hebräer Ahasver nicht hinterrücks hecheln.
Steht still, staubstarrende Stiefel. Ich sterbe!
Dauermelodieendichter, hab' Dank!
(Ahasverus ist von seinem Fluche erlöst und stirbt.)

---

[1]) Der ewige Jude wird durch des Meisters unendliche Melodie erlöst. Himmlisch! Und seine elenden Glaubensgenossen erweisen sich nicht einmal dankbar dafür. Der Meister ist zu gut für sie.

[2]) Der Stabreim W bedeutet die Gottheit, wie: Walhall, Wotan, Wolkenkuckucksheim, Wille, Witzliputzli. Darum: Wagner. Siehe: Richard.

Adolf Wilbrandt.

Wer soll ein deutscher Dichter sein?
Wer stark in Griechisch und Latein.

Ein gedrittteltes Dasein

oder

Toga und Schulsack.

Ein Römerstück mit Sandalen.

Erster Aufzug.

Wilibrandus (römischer Dichter).

Tres faciunt collegium. Ich bin
Dreieinig in mir selbst. Und bin dreiköpfig
Wie Cerberus, wie Hegels Denkprozeß
Und andre Ungeheuer. Denn ich spiegle
In kühner Seelenselbstbetrachtung
Mich dreifach wieder, aus dem hintern Hirn
Das vordre Hirn und auch mich selbst beschauend.
Ein Dreiling! Das ist neu und schön. — Warum
Kann ich mich nicht zum geistigsten Genuß
Auch aus der vierten Dimension besehen?

(Er stellt sich zwischen zwei parallele Spiegel und beschaut stillvergnügt sein hundertfaches Bild.)

Adolf Wilbrandt (deutſcher Dichter als Weib verkleidet).
Geliebtes Männchen, ich bewundre dich.

Wilibrandus.
Heimliches Eh'gemahl, ich danke dir's.

Adolfus der Hiſtoriker (tritt ein).
Wilibrandus, dich erkor mein Herz, zur Gattin
Dich, zartbeſaitet Weſen, heimzuführen.
Adolfus liebt den edlen Wilibrandus,
Und kann nicht leben, ſterben ohne ihn.

Wilibrandus.
Halt ein, ich bin beweibt!

Adolfus.
Mit wem?

Adolf Wilbrandt.
Mit mir.

Wilibrandus.
Mit mir!

Adolfus.
Ha! Wehe!

Adolf Wilbrandt.
Wehe!

Wilibrandus.

Wehe! Ja!
Das kommt davon, ich treuer Fridolin,
Wenn einer heimlich sich selbstehelicht?

Ein römischer Sklave (ein Täfelchen reichend).

Die Kaiserin Adolfo s. p. d.

Adolfus (liest).

Zu Messalinen ruft ein Rendezvous.
Zwar ist sie unanständig, doch ich werde
Archäologisch manches profitieren.
Die Keuschheit weicht der Pflicht. Ich gehe hin. (Ab.)

Ein zweiter römischer Sklave
(ein Täfelchen reichend).

Der deutsche Dichter venit. vidit, vicit.

Adolf Wilbrandt.

Sie liebt mich? Welche Schmach! Doch eil ich zu ihr,
Mit ihr pikante Reden auszutauschen. (Ab.)

Wilibrandus (allein).

Mein zweites und mein drittes Selbst! Da gehn
Sie hin! Du letztes Drittel halte fest
Bei Tugend, Pflicht und Wissenschaftlichkeit!

Komödia Germanica (eine Märtyrerin).

Erbarmen, Herr! Du könntest Hilfe bringen!
Schon einmal hast du freundlich dich erwiesen
Und Wohlthat mir erzeigt! Thu's wieder, Herr!
Wie die bekannte Christin der Arena,
An deren Fleische wilde Bestien und
Germanische Dichter seit zweitausend Jahren
Zu nagen nicht ermüden, also leid' ich.

Ich verblute wie sie im Zirkusspiel,
Ich sterbe wie sie unter wildem Getier,
Das mit gähnendem Rachen und wütenden Augs
Um das zuckende Opfer sich mörderisch balgt.
Sie lauern, dort die Moser zumal,
Die Rosen, das ganze Gelichter,
Ausgespien von der Wüste, die Posse genannt!
Sie werden vor Hunger und Wut gar bald
Die deutsche Komödie töten.

Die deutsche Komödie! Wäre sie tot,
Das wär' noch mit Anstand zu tragen.
Doch unsterblich ist leider der Göttlichen Geist,
Umsonst ist die Sehnsucht nach ehrlichem Tod.
Sie lebt noch, nachdem ein Jacobson
Sich gegen Natur und himmlisches Recht
Sich in fruchtloser Ehe mit ihr hat vereint;

Sie lebt noch, nachdem sie der Pöbel gesehn,
Verkauft dem geschundenen Ritter des Raubs;
Sie lebt, sie lebt noch geschändet.

O Wilbrandt, zwar bist du der Shakespeare nicht,
Du bist Molière, Aristophanes nicht;
Doch hab ich dich lieb, ich weiß nicht warum.
Da bin ich! Ich bitte, verschmäh mich nicht!
O lass' den lateinischen Bücherkram!
Trink glühender Jugend feurigen Wein,
Leb auf in meiner Umarmung.

Wilibrandus.

Sehr freundlich, Fräulein. Doch gestehn Sie selbst:
Sind Sie denn litterarisch anerkannt?
Winkt mir aus Ihrer Hand der Schillerpreis?
Kann ich unsterblich werden ohn' J=amben?
Und können Sie, so anapästisch wild,
J=ambenrömerstücke wahrhaft zieren?

Comödia.

So muß ich sterben?

Wilibrandus.

Größtenteils, sagt Cato.

Ein dritter Sklave.

Zur Messalina flugs!

Wilibrandus.

Verzeihung! Fräulein.
Wie ſie ſoeben mit den eignen Ohren
Wohl hörten, ruft die Kaiſerin mich zu ſich.
Sie ſehen ein, daß ich da folgen muß.
Komödie iſt ein ſchönes Ding, allein
Da wo was ſtirbt, fängt unſer Leben an,
Die wir des Buchhandels Tragöden ſind.

Zweiter Aufzug.

Kriemhild.

Herr Dichter, Ihr verſteht ja das Gewerbe,
Ich bitt' Euch, nehmt Euch meiner an.

Wilibrandus.

Sind Sie
Sie ſelbſt? Die Sagenkriemhild? Oder nur
Die eine oder andre nachgemachte?

Kriemhild.

Ich bin's, ich ſelbſt! Mein trauter Held und Sänger!
Bin Kriemhild, die ſchon jener alte Dichter
Des Nibelungenlieds verzeichnet hat!
Bin Kriemhild ſelbſt, nicht jener Backfiſch aus
Des Wilhelm Jordan Stabreime-Romanen.
Ich bin ein Stoff, ſo bilde was aus mir!

Wilibrandus.

Mit Freuden, ja. Sie sind gar nicht alltäglich.
Nur weiß ich nicht, soll ich Sie typisch fassen,
Als Bild des eingefleischten Weiberhasses?
Soll ich Religionsphilosophie
An Sie verwenden, Kampf des Christentums
Und Heidentums durch vollen Reim und Stabreim
Getreu nachahmen? Soll ich psychologisch
Symbol des Hasses aus Symbol der Liebe
Dialektisch werden lassen? Höchst gebildet,
Bin ich bereit, zu dichten, wie's beliebt.

Kriemhild.

Was sollen all die Faxen, Herr? Ich bin
Ein deutsches Mädel?

(Sie haut ihn und alles nieder, was ihr in den Weg tritt.)

Wilibrandus.

Das war endlich Handlung!
Nur allzu kräftig schien mir diese Dame.
Gesundheit ist ein Gut, doch unmodern.
Die Bläße läßt auf Denken schließen, ich
Will lieber tot und sinnreich sein, als leben
Und ackern stumm. Homer wär' nicht mein Mann.

Dritter Aufzug.

Messalina (wälzt sich auf einem Tigerfell.)
Ach! Ach!

Buttmannus.
Quousque tandem?

Messalina.
Bis sie kommen.

Buttmannus.
Wer denn?

Messalina.
Die Männer! Wie doch klingt das Lied,
Das meine Seele ganz gefangen nahm?

Buttmannus.
Viele Worte sind auf is
Masculini generis.

Messalina.
Ha, masculini . . . Welch ein schönes Wort!

Buttmannus.
(Sagt die Genusregel bis zu Ende auf.)

Messalina.
Hahahahahahahahaha!
Viel schöne Worte, — doch nur Worte! Ha,
Es ist wer vor der Thür!

Buttmannus (mit feinem Gelehrtenlächeln.)
Wohl Hannibal?

Meſſalina.

Ach, wär' er's! 's war ein Mann! — Ha, endlich einer!

Wilibrandus.

Du haſt mich herbeſchieden ...

Meſſalina.

Dich allein nicht,
Du Knirps, an Adolf Wilbrandt noch und an
Adolfus ging mein Ruf. Ich trinke gern
Dreimännerwein. So bin ich nun einmal.

Wilibrandus.

Verzeih! Wir ſind nicht mehr. Ich bin zugleich
Der deutſche und der röm'ſche Dichter und in eins
Hiſtoriker, ich bin die drei und bin
Ein Drittel nur, wie du es nimmſt, o Herrin.

Meſſalina.

Statt dreier einer nur! Das iſt mein Tod!
(Sie ſtößt ſich einen letzten Akt ins Herz und ſtirbt.)

Buttmannus.

Des Lebens Ende iſt zumeiſt der Tod!

Wilibrandus.

Ich wecke ſie zu einem Zugſtück auf.
Ihr Tod gewann ſie mir. Non dolet.

Buttmannus (philologiſch lächelnd).

... olet.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Hypatia.

Ein Roman aus dem Altertum.

Von

Fritz Mauthner.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

✳

Aus dem

Märchenbuch der Wahrheit.

Fabeln und Gedichte in Prosa.

Zweite, vermehrte Auflage von „Lügenohr".

Von

Fritz Mauthner.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

✳

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane und Erzählungen.

Georg Hartwig:

Die Generalstochter. * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Die goldene Gans. * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff. * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Alpenrose. * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Wilhelmine von Hillern:

Am Kreuz. * Oberammergauer Passionsroman. 2 Bände. Preis broschiert M. 10.—, eleg. geb. M. 12.—

Hugo Rosenthal-Bonin:

Die Erzählungen des Schiffsarztes * *

und andere Novellen. 18 Bogen Oktav. In farbigem Umschlag mit Titelbild. Preis M. 4.50.

Paul Lindau:

Berlin. * Romane. I. **Der Zug nach dem Westen.** 8. Aufl. Preis broschiert M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—

II. **Arme Mädchen.** 6. Auflage. Preis broschiert M. 6.—, elegant gebunden M. 7.—

III. **Spitzen.** 6. Auflage. 2 Bände. Preis broschiert M. 10.—, elegant gebunden M. 12.—

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2625
A843N3
1897

Mauthner, Fritz
Nach beruhmten Mustern

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 11 04 03 006 9